

Lebenserinnerungen eines Unerfahrenen

von
Prof. Albert Neumeister

Baurat

Karlsruhe in Baden

1926

Druck und Verlag der Keyssner'schen Hofbuchdruckerei (Inh. Karl W. Gerig)
Meiningen

Abschrift und Umschrift mit beigefügtem Glossar von Erdmann Neumeister
Zürich, Herbst 2014



Ein Baum mit Wurzel und Krone treibt im Strom. Wahrscheinlich ist er weiter oben mit dem unterspülten Uferrand abgestürzt. Seine Krone mit dem vollen Laub ragt als dunkle, große Masse aus der Fläche und zieht die Augen der Menge am Ufer auf sich, die mit Aufmerksamkeit den Weg verfolgt, den die treibende dunkle Gestalt nimmt. Meist folgt der Baum der Gesamtströmung, die ihn geradeaus oder in sanft geschwungener Linie vorwärts führt, immer weiter, immer weiter bis in die Unendlichkeit des Meeres, in der er für immer verschwinden wird. Den Augen der Menge am Ufer verschwindet er schon vorher im bleigrauen Dunst der Ferne, in dem seine Formen zerfließen.

Hinter dem Baume her schwimmen eine Menge Blätter, die zu der früheren Gemeinschaft mit ihm gehörten. Die leichten tanzen und wirbeln auf der Fläche, ein Spiel der kleinen Windkräfte auf dem Wasser, die schweren Blätter gleiten halb oder ganz untergetaucht dahin. Bald treiben sie geradeaus mit der Hauptströmung, bald werden sie durch kleine Zufälligkeiten seitwärts getrieben, tauchen unter, kommen obenauf, geraten in Wirbel, die seitwärts vielleicht sogar zurücktreiben, geraten in das trübe Uferwasser oder glänzen golden im klaren Kristallwasser der unbeirrten Strömung. Zufall über Zufall? keine Wirkung von Kräften, deren Dasein erst durch ihre Wirkung offenbar wird, von Kräften, die das Kleine treiben, durch dessen Gesamtwirkung erst das Große erreicht werden kann.

Diese Blätter, unbedeutend in ihrer Größe, werden kaum beachtet. Und doch ist das Beobachten ihres Weges vielleicht unterhaltender als der einfach geordnete Weg des großen Baumes, und sicher ist ihr Weg lehrreich für den Beschauer, denn aus ihm sind ja erst die kleinen Kräfte, die scheinbaren Zufälligkeiten, die das einzelne lenken und leiten und beherrschen, zu erkennen, den die Vereinigung dieser Einzelkräfte, die Strömung, die Macht des Geschicks nimmt. Völkerschicksal und Menschenschicksal! Oder auch Lebensweg der Großen im Volk und Lebensweg der Kleinen.

Man sagt, die jungen Lebenserinnerungen sind die stärksten, die am weitesten in die Jugend zurückreichen. Ich habe an mir die Richtigkeit dieser Beobachtung erfahren. Meine frü-

hese Jugenderinnerung hat mich durch mein ganzes Leben begleitet und stellt das Bild, an welches sie sich knüpft, so lebhaft vor mich, als hätte ich es gestern erlebt.

Ich sehe die vielen fremden, schwarzen Männer, die die Treppe im Elternhaus heraufkamen und vor denen ich mich als kleines Kind fürchtete. Ich wußte nicht, daß die Männer gekommen waren, um den Sarg mit meiner toten Mutter abzuholen. Das war in Lehesten, meiner Geburtsstadt, im März 1858, ich war damals etwas über 2 Jahre alt. Lehesten ist ein kleines Städtchen hoch oben in den Bergen des dunklen, weit ausgedehnten und entlegenen Frankenwaldes. Der Frankenwald ist öde und unwirtlich. Der Winter 1858 war ein besonders strenger und schneereicher. Mein Vater erzählte mir in späteren Jahren, daß der Schnee so hoch gelegen habe, daß man bei der Beerdigung meiner Mutter nicht sicher war, ob das Grab inner- oder außerhalb des Friedhofes angelegt war. Erst im späten Frühjahr hat es sich gezeigt, daß das Grab richtig in der Reihe lag. — Am nächsten Tag suchte ich die Mutter überall im Hause, mein Vater mußte mir das Bett ausräumen, um mich zu überzeugen, daß sie nicht mehr da war.

Nach einer großen Lücke in meinem Gedächtnis steht ein anderes Bild vor meinen Augen: Vater und Mutter standen im oberen Flur beieinander und plauderten und lachten. Es war meine zweite Mutter, der Vater hatte wieder geheiratet und zwar eine Freundin und Base meiner Mutter, die auch vorher schon im Hause tätig gewesen war während der langen Krankheit meiner Mutter. — Meine leibliche Mutter war eine geborene Löwel. Sie war das älteste Kind des Revierförsters Karl Löwel im nahen Luisengrün, einem einsamen Forsthaus in der stillen Waldeinsamkeit des Kulms. Großvater Löwel war der Nachkomme eines alten Geschlechts, dessen Sprößlinge vor ihm schon ebenfalls Förster in Kulm gewesen waren. Das Geschlecht selbst läßt sich zurückverfolgen bis Wien. Ein sonderbarer Zufall hat mich vor einigen Jahren in den Besitz, oder vielmehr in die Kenntnis der Familienchronik der Familie Löwel gebracht.

Vor einigen Jahren tat sich in einer Straße in der Nähe meiner Wohnung ein Buchbinderladen auf mit dem Inhabernamen Löwel. Der Name, der sonst hierzulande gar nicht vorkommt, fiel mir auf, und bei Gelegenheit eines kleinen Einkaufes fragte ich den Inhaber, woher er stammte. Er sagte: "Aus der Pfalz". Ich antwortete ihm: "Nun, dann trifft also nicht zu, was ich vermutete, nämlich, daß wir vielleicht entfernte Verwandte sind, denn mein Großvater mütterlicherseits ist auch ein Löwel gewesen". Darauf sagte der Mann, aus der Pfalz stamme seine Familie auch nicht, das sei nur sein letzter Wohnort gewesen. Seine Familie stamme ganz weit her aus einer Gegend, die ich wahrscheinlich gar nicht kenne, und er nannte einen Ort bei Naila im Vogtlande. "Dann kann es doch stimmen mit der Verwandtschaft", sagte ich, "denn ich und meine Großeltern stammen aus dem Frankenwalde". Da wurde der Mann eifrig, sprang ins Wohnzimmer und brachte von dort eine prachtvolle, in Leder gebundene Großfolio-Familienchronik der Familie Löwel zurück, die er mir zum Einblick gab. Die Chronik enthielt Urkunden über die Familie, die viele Jahrhunderte zurückreichten. Es waren nicht Originalurkunden, sondern beglaubigte Abschriften. Ich habe mit seiner Erlaubnis die Chronik abschreiben lassen und bin noch im Besitz der Abschrift. Die ältesten Urkunden haben nur Familien-Interesse. Allgemeines Interesse haben erst die Urkunden von der Zeit der Türkenkriege ab. Als nämlich die Türken Wien belagerten (Ende des 15. Jahrhunderts), wurde eine Schanze besonders tapfer von den Bürgern unter Führung eines Obersten Löwel verteidigt. Zur Erinnerung daran und zur Ehrung wurde eine Straße in Wien nach Löwel benannt, die noch heute bestehende Löwelgasse. Löwel war evangelisch, ebenso seine beiden Söhne. Als in Österreich die Gegenreformation einsetzte und die Evangelischen wieder zur katholischen Konfession zurückgeführt werden sollten, wurde der mittlerweile erwachsene jüngere Sohn Löwels nach des Vaters Tode katholisch. Er hatte dann ein Gut in Ungarn und wird in der Chronik nicht weiter erwähnt; er ist verschollen.

Der ältesten Sohn aber blieb bei seinem evangelischen Glauben. Er veranlaßte die Evangelischen zum Zusammenhalt und zur Vereinigung und knüpfte mit dem Kurfürsten von Sachsen Verhandlungen an zwecks einer Übersiedlung nach Sachsen. Nach Zusage des Kurfürsten über Erleichterungen der Einwanderung, Steuerfreiheit usw. wanderten die österreichischen Evangelischen unter Führung Löwels nach Sachsen aus. Dort gründeten sie, ebenfalls unter der Führung Löwels, die noch heute blühende Stadt Johann-Georgenstadt. Löwel war

der erste Bürgermeister der Stadt, und Amt und Würde vererbten sich durch Geschlechter auf seine Nachkommen. Die Löwel waren ein rühriges Geschlecht. Sie waren die ersten, die in der dortigen Gegend die Bodenschätze ausbeuteten, sie legten Eisengruben an und gründeten Hammerwerke und Eisengießereien. Als die Eisengruben der dortigen Gegend erschöpft waren, griffen sie mit der Gründung weiter aus und kamen auch in die Gegend des Frankenwaldes. Benignengrün und die Eisengruben von Dobragrund sind solche Gründungen der Familie Löwel. Ein Zweig der Familie Löwel siedelte nach Benignengrün über und hatte dort dauernd seinen Wohnsitz. Die Eisenwerke unterhalb Benignengrün und der Teil der Gegend unterhalb der Heinrichshütte führen noch aus jener Zeit wegen der fremden Arbeiter den heute den Meisten unverständlichen und unerklärlichen Namen Vorderösterreich. Die Eisengruben waren auch schließlich hier erschöpft, und die Familie Löwel starb als Grubenbesitzer aus. Die letzten Nachkömmlinge waren bereits zu anderen Berufen übergegangen. Mein Großvater und dessen Vater waren Förster in Luisengrün. Ich habe ihre Abstammung aus alten Kirchenbüchern feststellen können.

Großvater Löwel war der letzte seines Geschlechts. Schon sein Vater, also mein Urgroßvater, war Förster in Luisengrün, oder wie es damals noch hieß, Petersgrün, gewesen. Der Urgroßvater war verheiratet mit einer Tochter des Pfarrers Greiner in dem etwa zwei Stunden entfernten, hochgelegenen Dörfchen Lichtentanne, so daß also auch Greiners Blut in mir fließt. Die Greiners sind ein für den Thüringer Wald wichtiges Geschlecht. Die Familie stammt aus dem schwäbischen Schwarzwald. Ende des 18. Jahrhunderts wanderten Angehörige dieser Familie in den Süden des Thüringer Waldes, nach Lauscha, ein, und brachten aus ihrem Schwarzwald die Glasbläserei und die Herstellung des Porzellans mit. Diese beiden Industrien fanden im Thüringer Wald günstige Vorbedingungen und entwickelten sich im Laufe der Zeit zu großen Industrien, die die ganze Bevölkerung des Thüringer Waldes und Frankenwaldes in ihr Bereich zogen und noch heute die wichtigsten Industrien sind. In meinem Besitz befindet sich noch als Erbstück ein schöner, massiv beschlagener Porzellanpfeifenkopf, der, als einer von sechs, als erstes Porzellan von der Fabrik hergestellt wurde. Jeder von den sechs Pfeifenköpfen vererbt sich auf den ältesten Nachkommen eines Greinerschen Zweiges. Mit mir stirbt das Löwelsche und das abgezweigte Geschlecht eines Greinerzweiges aus. Wer von meinen Nachbesitzern des Pfeifenkopfes wird noch etwas von seiner Bedeutung wissen?

Mein Großvater Löwel heiratete eine Tochter von Joh. Nik. Wildt in Lehesten. Dieser Wildt, mein Urgroßvater mütterlicher Seite, hatte sehr interessante Lebensschicksale gehabt, ehe er sich in Lehesten niederließ. Meine Heimat ist ernst. — Jede Landschaft mit ausschließlich Nadelwald stimmt schon durch ihn allein nachdenklich. Kommen dazu große Züge der Gegend, gewaltige Bergmassen, die in breiten Buckeln lagern, neben sich nur schmale Schluchten lassend, breite, große Mulden auf den Höhen, die der Hochfläche Tönung geben, ohne ihre Hauptformen und ihre weitgespannten Bogenlinien zu stören, so kommt zu dem ernst-nachdenklichen Ausdruck der Landschaft noch das Weite hinzu, welches das Nachdenkliche zum Großartigen steigert.

Derart ist im allgemeinen der Ausdruck des Landes, welches sich von der Höhe des als Frankenwald im Südosten fortlaufenden Thüringer Waldes zum Fichtelgebirge und Böhmer Wald hin breit ausbreitet. — Wie in einem Nest geborgen liegt von oben, dem Ostrand der großen Mulde, der Aue, gesehen, mein Heimatstädtchen Lehesten, die Häuser eingereiht in die oberen Sitzreihen eines riesigen grünen Amphitheaters. Erblickt man aber die weiß und blau leuchtende Häuserzeile vom tiefsten Punkt der Aue aus, von da aus, wo die Aue sich eng zusammenschließt und in die Waldschlucht der Loquitz einmündet, da erscheint das Bergstädtchen nicht nur als Abschluß des großartigen Naturraumes, sondern als eine Herrscherin. Führer ist der in der Mitte stehende Kirchturm mit seinen weißen Mauerflächen und den weithin blinkenden Glanzlichtern auf seinem Schieferhelm, der in seinem Aufbau mit den kräftigen Ausbuchtungen Kraft und Zierlichkeit vereint. Nach Süden zu schließen sich an das große Wiesental der Aue wenige ansteigende Ackerflächen, die sich dem Eindruck des Ganzen mit ihren Linien einfügen und dann Wald, unbegrenzter Nadelwald, der die von dem Muldenrand der Aue ab wenig merkbar ansteigende Fläche bedeckt bis zur Höhenlinie des Rennsteiges und mit seiner grünen Fläche auch der Senkung des ganzen Waldgebirges nach Süden

folgt bis an den oberen Main und über seine jenseitigen Ufer hinaus, und da nach Südosten zu, nur den Namen und auch den Ausdruck des Frankenwaldes in unmerkbarem Übergang wechselnd in den des Fichtelgebirges und später des Böhmer Waldes.

Nach Osten zu steht hinter der Mulde, getrennt von ihr durch das beginnende Seitental, als ihr Hüter der Kulm, der den Muldenrand mit seiner grünen Waldkuppe überragt. Nach Westen schiebt sich das Loquitztal quer unter die Aue, und die grünen Bergwände der linksseitigen Lauenhainer Berge mit ihren mächtigen Wettertannen schließen den großen Raum der Aue kräftig und wirkungsvoll nach dieser Richtung hin ab. Der Ostrand der Mulde, ihr oberes Ende, das sich über der Stadt als fast wagerechte Höhenlinie der beginnenden Senke nach dem Sormitztal, dem Kulmgipfel vorlegt, steigt nach Nordwesten langsam zu einem breiten Buckel mit herrlicher Weitsicht, dem Käppele, auf. Die Umrißlinie des Käppele senkt sich dann hinunter bis zum Straßenpaß, der zum Glockenbach und damit zum Sormitztal hinüberführt, um dann über diesen Paß wieder aufzusteigen zu der langen Linie des Büchsbergs, der in seinem Westen steil im Waldabhang zum Loquitztal abfällt.

Den Mittelpunkt des Städtchens Lehesten bildet der kleine rechteckige Marktplatz mit den gemütlichen, rechts auf ihn schauenden zweistöckigen Schieferhäusern. Nahe dem Marktplatz, etwas höher, steht die Kirche mit ihrem schönen Turm. Vom Marktplatz führt aus der Mitte der östlichen Rechteckseite eine Hauptstraße nach Osten kurz aufwärts, um dann hinabzuführen in das Sormitztal. Von der Südwest- und Nordwestecke des Marktplatzes führen zwei Schrägstraßen, die fast eben gehen, da sie dem Gelände angepaßt sind, hinaus in die Aue und von da über Berg und Tal in die Ferne. An jeder dieser beiden Straßen liegt bei ihrem Austritt ins Freie eines der charakteristischen und stattlichsten Häuser des alten Lehesten. Am Ende der Südweststraße, der Langgasse, liegt das alte Forsthaus, ein früherer Gutshof, und am Ende der Nordweststraße, der Kurzengasse, das Haus des „alten Wildt“. Vom letzteren Haus muß es heißen: es lag dort, denn es besteht in seiner alten Form nicht mehr. Noch kann ich mich erinnern, wie eines Frühmorgens die Magd in unser Schlafzimmer kam und uns weckte: Kinder, es brennt, das Wildtsche Haus brennt! Das Haus lag von uns aus drüben über dem großen Herrenteich, der zwischen den beiden Hauptstraßen seinen blauen Spiegel breitet. Mit geheimem Grauen konnten wir die roten, großen Flammen und sie schwarzen sich ballenden Rauchwolken von unserem Kinderzimmer aus sehen. — Das Haus brannte damals nieder bis auf die Grundmauern. Es wurde später auf den alten Grundmauern wieder aufgebaut, aber in nüchternen Formen, denen das Charakteristische fehlt. Das alte Haus war ein schönes, reich aussehendes zweistöckiges Haus gewesen, mit behaglich breitem Mansardendach und nach der Straße gerichtetem Giebel. Es war nach der üblichen Bauweise weiß gekalkt, der Aufbau mit Schiefer, Umrahmungen und Friese, zierlich ausgeschmückt, mit silberweißer Staniolbemalung. Die künstlerische Schieferbedeckung, in ihrer blauen Farbe gut zusammengestellt mit den weißen Fensterrahmen, die Bemalung, der behäbige, breite Giebel und der stattliche Eindruck des ganzen Hauses wiesen einesteils auf einen kunstsinnigen Erbauer, aber auch auf einen sehr wohlhabenden Besitzer hin. Diese beiden Eigenschaften waren in dem Erbauer und ersten Bewohner des Hauses, „dem alten Wildt“, vereinigt. Der alte Wildt war eine Persönlichkeit, die die Einwohnerschaft Lehestens während seiner Lebzeit und darüber hinaus lebhaft beschäftigte. Wildt war kein geborener Lehestener, sondern war in dem nahen Frankenörtchen Grumbach zur Welt gekommen. Grumbach ist wohl die weltabgeschiedenste Menschensiedlung. Die paar kümmerlichen einstöckigen Häuschen liegen verstreut in einer Lichtung des Hochwalds. Der Blick wird auf allen Seiten versperrt durch die Wand der grauen Stämme, und der Himmel ist beengt durch die hohen, dunklen Wipfel. — Den jungen Wildt trieb es hinaus aus der Einsamkeit und Ärmlichkeit. Er war Maurerlehrling geworden, und die Gesellen- und Meisterjahre führten ihn weit nach Deutschland hinaus, schließlich bis Hamburg.

War es Abenteuerlust, war es bewußte Voraussicht, die ihn von da weiter trieb? Vielleicht beides. Er verließ sein Vaterland und fuhr Ende der 1780er Jahre nach dem für damalige Begriffe weit entfernten Südafrika, nach dem Kap der guten Hoffnung, nach Kapstadt. Südafrika war damals holländischer Besitz, Kapstadt eine holländische Stadt. Nach jahrelangem Verschollensein melden seine ersten Briefe bereits, daß er Glück gehabt habe und zu Selbständigkeit und Wohlhabenheit gelangt sei. Bei der Wohlhabenheit blieb es nicht, er wur-

de ein schwer reicher Mann, der nicht nur wegen seines Reichtums, sondern besonders wegen seiner Charaktereigenschaften die Achtung seiner Mitbürger in Kapstadt genoß, die ihm wichtige Ehrenämter in der Stadtverwaltung übertrugen. Er verheiratete sich in Kapstadt. Seine Frau gehörte einer der angesehensten dortigen holländischen Familien van Blerk an. Die Ehe, der eine Tochter, „Antje“, entsproß, war sehr glücklich, aber leider nur von kurzer Dauer. Die Frau starb, als Antje noch nicht 6 Jahre alt war. Wildt empfand den Verlust seiner Frau außerordentlich schwer. Auch die Zeit machte ihm den Verlust nicht leichter, da ihm die gewohnte Umgebung das Verlorene jeden Tag aufs neue vor Augen führte. Er entschloß sich deshalb, wenn auch zunächst nur für kürzere Zeit, nach Europa zurückzukehren und zu versuchen, ob nicht durch andere Eindrücke seine schmerzlichen Erinnerungen gemildert werden könnten. – Januar 1802 reiste er mit seiner Tochter Antje an Bord des Segelschiffes Visurgis nach Bremen ab, nach herzlichem Abschied von seinen vielen Freunden und Verwandten, insbesondere von seinem Oheim Joh. Adam Neumeister und dessen Familie. Johann Adam Neumeister war ein geborener Wurzbacher. Wurzbach, ein kleines reußisches Dörfchen, liegt eine Stunde östlich von Lehesten. Johann war schon vor Wildt in Kapstadt ansässig gewesen und war dort zu Reichtum gelangt. Er war es möglicherweise gewesen, der Wildt, seinen Neffen, seinerzeit veranlaßt hatte, nach Südafrika zu kommen. – Die Segelfahrt von Kapstadt nach Bremen dauerte die für uns jetzt fast unglaublich lange Zeit von 3 Monaten. Die auch für jene Zeit außergewöhnlich lange Zeitdauer war verursacht durch stürmisches Wetter und auch durch die Kriegswirren der damaligen Zeit; Napoleon und England waren im Krieg gegeneinander.

Ein lebhafter Briefwechsel zwischen Oheim und Neffe läuft nun zwischen Kapstadt und Deutschland. Die Hauptrolle in diesen Briefen spielt die Loge Concordia in Kapstadt. Es läßt sich aus diesem Briefwechsel ersehen, daß Wildt ein eifriges und überzeugtes Mitglied der Loge war und daß die Loge bei allen seinen Entschlüssen und Handlungen von größtem Einfluß war. Er lebte durch die Vermittlung seines Oheims Neumeister, der ebenfalls der Concordia angehörte, in der Loge weiter und nahm regen Anteil an allen Begebenheiten derselben. Neben diesen Mitteilungen über Logenverhältnisse enthält der Briefwechsel aber auch viele allgemein interessante Nachrichten. So wird bei einem Besuch englischer Kriegsschiffe beiläufig zurückerinnert an die Tage, als die englische Kriegsflotte vor Kapstadt erschien und Kapstadt und Südafrika (mitten im Frieden mit Holland) in englischen Besitz nahm. Auf den späteren englischen Kriegsschiffen befanden sich viele gewaltsam gepreßte Deutsche, die als Soldaten für die Kämpfe in Indien bestimmt waren. Oheim Neumeister schreibt, daß er unter ihnen einen Wurzbacher und einen Röttersdorfer entdeckt habe. Er gibt sich die größte Mühe, bei dem Kommandanten sie loszukaufen. Die Mühe ist vergeblich, die armen Opfer werden weiter nach Indien geschafft, um dort für England zu kämpfen und zu sterben. Neumeister bittet unter Nennung der Namen den bedauernswerten Eltern Mitteilung von dem traurigen Schicksal ihrer Söhne zu machen. – Rein geschäftliche Angelegenheiten laufen dazwischen in dem Briefwechsel mit. Man erfährt daraus, daß der Wildtsche Reichtum in der Hauptsache durch den Handel mit Sklaven, Edelsteinen, Gold und Ochsenhäuten, von denen die letzteren zu vielen Tausenden und schiffsladungsweise verkauft und versandt wurden, entstanden war. Noch vorhandenen Sklaven hatte Wildt bei seiner Abreise die Freiheit gegeben. Das noch in Kapstadt befindliche Vermögen verwaltete Neumeister, den Hauptteil seines Vermögens hatte Wildt bei dem Londoner Bankhaus Jennings niedergelegt. – Auch allerlei Familien-Mitteilungen werden gemacht. Es wird geschrieben, wohin und wie lange Oheim und Nichte in die Sommerfrische reisen. Da berührt es merkwürdig, als Namen von diesen Kapstadtsommerfrischen, die nur auf tagelangen Ochsenkarrenfahrten zu erreichen waren, schon vor hundert Jahren Orte zu hören, die uns erst jetzt durch die Burenkriege, die den letzten Rest Holländer-tums in Südafrika unterjochten, bekannt und geläufig geworden sind: Warmbad, Elefantfontein u. a. – Von der erwachsenen Nichte berichtet Neumeister auffallend viel. Fast scheint es, daß er wünschte und hoffte, daß Wildt nach seiner Rückkehr nach Kapstadt sie zur Frau nähme. Doch Wildt will jetzt überhaupt nicht mehr nach Südafrika zurückkehren. Er will alle Erinnerungen an dort abschließen und versucht das durch eine neue Ehe mit einer Bambergerin. Die Ehe war unglücklich und wurde nach kurzer Zeit geschieden. Wildt, der nach Bamberg gezogen war, kehrte mit Antje ach Grumbach zurück. Grumbach war aber nicht der Ort, in dem der lebhaft Mann mit dem regen Geist es lange aushalten konnte, noch dazu in dem

Grumbachschen Winter. Er schreibt an seinen Oheim Neumeister in Kapstadt, daß er sich in der kalten Öde und Einsamkeit jetzt doch nach der warmen südafrikanischen Sonne und nach Südafrika sehne! – Er zieht nach der nächsten Stadt Lehesten. – Hier fand er Anregung und Zerstreung, und hier fand er wieder eine Frau, die ihm Verständnis entgegenbrachte und die ihm eine Häuslichkeit schuf. Er baute sich das erwähnte Haus am Ende der Kurzgasse. Das Haus hat die schönste Lage in ganz Lehesten. Geschützt im Rücken, liegt ihm der ganze Süden mit der Aue offen, dessen Wärme und Aussicht es genießt und gegen dessen Hitze und Stürme es durch die mächtigen Lindenkronen vor seinem Giebel geschützt ist. Es wird erzählt, als der Grundstein zu seinem Haus gelegt wurde, da sei Wildt während des Festes, das er den Handwerkern gegeben habe, und während jene eifrig beim Trinken saßen, hinunter in den Keller gegangen und habe selbst weiter gemauert. Es mag das wahr sein, die Freude an seinem früheren Handwerk mag ihn veranlaßt haben, sich einmal selber wieder, und noch dazu am eigenen Haus, als Maurer zu betätigen. Die Sage hat aus diesem Vorgang aber mehr gemacht. Sie erzählt, Wildt habe damals in dem Keller einen wertvollen Schatz und sein Vermächtnis eingemauert, habe es aber im freimaurerischen Geheimnis getan, so daß niemand den Schatz heben könne. Wie viele Nachgrabungen, erlaubte und wohl auch unerlaubte, sind in dem Keller schon gemacht worden, ohne Erfolg! – Mein Urgroßvater verlebte Jahre der Zufriedenheit und des stillen Glücks in seinem neuen Heim. Den Lehestenern war er der ungeheuer reiche Mann. Dies trug ihm wohl das Gefühl der Achtung ein, aber trotz seiner offenen Hand, trotz seines heiteren Wesens mischte sich in dieses Gefühl eine Art Scheu: er war der Südafrikaner und er war der Freimaurer.

Vielleicht trug er selbst auch mit dazu bei, daß sich eine Art Märchenschleier um ihn bildete und die Anlässe dazu auf seiner Zugehörigkeit zum Bunde der Freimaurer begründet wurden. Er war ein Mann, der an wissenschaftlicher Bildung reichlich nachgeholt hatte von dem, was ihm in der Jugend nicht zugänglich gewesen war. Seine nachgelassene Bücherei bezeugte das. Oft saß er halbe und ganze Nächte lang bei brennender Lampe und las in seinen Büchern und schrieb. Das konnten nach der Meinung der Leute selbstverständlich nur freimaurerische Bücher sein und konnte nur freimaurerische Tätigkeit sein! – Es mag oft auch über ihn wieder die frühere Wanderlust und Unbändigkeit gekommen sein, die Erinnerung an die Ungebundenheit in dem grenzenlosen Südafrika, der Drang in die Weite. Dann sattelte er des Abends, am liebsten in Sturm und Wetter, sein Pferd und ritt im Galopp hinaus in die Finsternis, um erst am nächsten Morgen heimzukommen oder auch erst nach Tagen. Wohin ritt er? Es hat ihn nie jemand außerhalb zu Gesicht bekommen. Er selbst war darüber vollständig verschlossen und redete mit niemandem darüber. Es läßt sich denken, welche Vermutungen und Schlüsse aus diesem geheimnisvollen Verschwinden gezogen wurden.

Mein Urgroßvater erreichte leider kein hohes Alter; die ungebändigte Kraft war nicht für das ruhige Genießen geschaffen. An einem heißen, schwülen Augusttag war er, wie schon oft, nach dem Büchsberg gegangen. Dort war er stundenlang herumgeklettert und hatte nach seiner Gewohnheit geologisch interessante Gesteine zusammengesucht. Die Schwüle und die lange Anstrengung vereint brachten ihm Unglück. Am Abstieg bei sinkender Sonne, im Angesicht des Städtchens und seines Hauses, ereilte ihn ein tödlicher Schlaganfall. – In der Norddecke des alten Gottesackers neben der Kirche wurde er begraben. Auf seinem Grabe steht eine kräftige Sandsteinsäule, die oben einen Eichenkranz trägt. Der Grabstein ist überschattet von einer Eiche, die in den hundert Jahren in der rauhen Höhenlage nur knorrig und kurzzeitig geworden ist. Die Inschrift auf dem Grabstein lautet:

Johann Nikolaus Wildt

Gewesener Königlicher Großbritannischer Baumeister

an dem Vorgebirge der guten Hoffnung.

Er war am 27. Oktober 1765 zu Grumbach geboren und ist in

seinem 49. Jahre am 21. August 1814 allhier gestorben.

Schon seit verschiedenen Jahren vor seinem Tode war mein Urgroßvater nicht mehr der reiche Mann gewesen, für welchen er mir Recht gegolten hatte. Die Kriegswirren der damaligen Zeit, insbesondere die Napoleonischen Kriegsunternehmungen gegen England hatten läh-

mend und teilweise vernichtend auf das Wirtschaftsleben gewirkt. Sein Londoner Bankhaus war fallit geworden. Er hatte dadurch die größte Hälfte seines Vermögens verloren, dazu waren größere Verluste im Inland gekommen, er konnte gegen unfähige, säumige Schuldner nicht hart sein. – Das bei seinem Tode vorhandene Vermögen war aber immer noch nach damaligen, sogar auch noch nach heutigen Begriffen recht erheblich. Durch seinen plötzlichen Tod hinterließ der in allen Tätigkeiten sonst musterhaft ordentliche Mann seinen Besitz ungeordnet und ohne nähere Bestimmungen über die Verteilung. Es waren aus den beiden Ehen Beansprucher da, und da sie sich nicht einigen konnten, begann die Erbteilung mit gerichtlichen Klagen. Lehesten gehörte damals zu Sachsen-Saalfeld. Der Prozeß wurde in Saalfeld geführt. Die Herrscherfamilie starb aus, das Land fiel an Sachsen-Coburg, wenige Jahre später aus politischen Gründen an Sachsen-Hildburghausen, und da auch diese Linie kurz darauf ausstarb, an Sachsen-Meiningen. Durch alle diese Länder und Städte ist der Prozeß mit durchgeschleppt worden. Als er in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts schließlich zu Ende ging, geschah das nicht durch eine Entscheidung, sondern weil das Vermögen, um welches gestritten wurde, durch die Gerichtskosten aufgebraucht worden war. *Fiat justitia, pereat mundus!* – Eine kleine Brosche, besetzt mit Kapdiamanten, die meine ältere Schwester trägt, ist der einzige Rest aus dem Vermögen des „reichen, alten Wildt“.

Meine Mutter Anna war das älteste Kind der Löwelschen Ehe. Ihr folgten noch fünf andere Kinder, bei der Geburt des sechsten Kindes starb meine Großmutter Greiner. Die fünf Kinder wuchsen in der gesunden Wald- und Bergluft kräftig und gesund auf. Aber sie starben sämtlich wieder in dem blühenden Alter zwischen 20 und 30 Jahren und zwar alle an den beiden Krankheiten, die in jener Zeit eine Geißel für jene Gegend waren: am Typhus oder, wie es damals hieß, am Nervenfieber und an der Lungenschwindsucht. Ich kannte noch die Tante Laura und den Onkel Karl. Dem Onkel Karl soll ich in allem gleichen. Es ist ja eine auffallende Merkwürdigkeit, daß Kinder weniger ihren Eltern im Aussehen und Wesen nachfolgen, als vielmehr ihren Onkeln und Tanten. Mein Onkel Karl war auch Forstmann geworden. Als er im blühenden Alter von 25 Jahren starb, war ich mit meinem Vater zur Beerdigung in Luisengrün. Karl war in seinem Äußeren das Ideal eines schönen, deutschen Jünglings. – Der Sarg wurde von den beiden Kühen auf einem Leiterwagen ins Tal hinabgezogen nach dem nahen Dorf Schmiedebach. Wir und das kleine Trauergefolge gingen hinterher, es war ein trüber, trauriger Herbstmorgen. Der Großvater hatte keine Tränen mehr. An der Ostseite der kleinen Schmiedebacher Dorfkirche wurde Onkel Karl begraben. – Mein Großvater Löwel hatte nach dem Tode seiner ersten Frau Greiner wieder geheiratet und zwar eine Schreider, von Falkenstein im engen Gebirgstal der Loquitz unterhalb Ludwigstadt. Die Großmutter Schreider ist mir eine liebe, angenehme Erinnerung aus meiner frühesten Jugendzeit bis in die späten Mannesjahre. Ihre Güte und Liebe blieben sich durch alle Zeiten gleich bis in ihr hohes Greisenalter, in dem ihre zierliche Gestalt noch klein, ihr Haar noch weiß und ihr gutes Gesicht immer auch freundlich und gütig blieb.

Wie gerne und oft gehen meine Erinnerungen an das friedliche, stille, einsame und doch so schöne Luisengrün zurück in das kleine, einstöckige, beschieferte Försterhaus mit den blitzblanken Räumen und den lieben, guten Großeltern! – Wie vertraut war mir dort alles, trotzdem mir manches so fremdartig war, wie die Jagdbilder, die Gewehre, das kleine Spinett und die zierlichen Biedermeiermöbel. Über dem Flur drüben im Gesindezimmer stand in der Ecke der eiserne Spanhalter. Die Knechte schnitzten im Herbst Kienholzspäne. Diese wurden an den Winterabenden in den eisernen Spanhalter gesteckt und brannten als Licht für die Mägde, die dabei spannen.

Der Vater hat mir erzählt, daß mich Urgroßmutter Greiner als kleines Kind, wenn ich nach Luisengrün getragen worden war, dort unter dem Arm wie ein Bündel Holz herumgetragen habe. Sie war lahm und mußte sich mit dem andern Arm auf einen Stock stützen.

Mein Vater Hermann Imanuel Neumeister war ein Lehestener.

Er war 1824 geboren. Die Familie Neumeister, aus der ich stamme, ist die geschichtlich oder vielmehr urkundlich nachweislich älteste Familie in Lehesten. Sie kommt vor in den Stadturkunden, die noch vorhanden sind (die alten Stadturkunden sind bei dem großen Brand 1824 sämtlich verbrannt), im Jahre 1530 als lange ansässige alte Familie. Die Neumeister wa-

ren neben ihrem Hauptberuf als Handwerksmeister nach dort üblicher Gepflogenheit noch Landwirte. Zugleich waren sie durch Geschlechter hindurch *consul regens*, in jetzigem Deutsch also Bürgermeister. Mein Großvater Johann Nikolaus Neumeister war ein Hutmachermeister. Sein Wohnhaus stand in der Kurzgasse. Er war geboren 1780 und mein Vater war sein jüngster Sohn. Außer diesen hatte er noch zwei Söhne Christian und Ferdinand und zwei Töchter Ernestine und Wilhelmine. Mein Vater wollte nicht den in Lehesten damals üblichen Lebenslauf als Handwerksmeister und Landwirt einschlagen, er wollte, durch irgendwelche unbekannt gebliebene Einflüsse bestimmt, etwas ganz anderes werden. Er wollte Maler werden. – Sein Vater war damit einverstanden. Maler war aber für die dortigen Anschauungen und Verhältnisse etwas ganz anderes als das, was wir heutzutage unter Maler, insbesondere Kunstmaler verstehen, Maler war Porzellanmaler. – In Bamberg bestand eine Einrichtung, die sich Malschule nannte. Dort wurden junge talentierte Leute zu Malern ausgebildet, d. h. sie lernten zeichnen und malen, mußten sich aber dafür verpflichten, über ihre Lehrzeit hinaus festgesetzte Zeiten lang tätig zu sein und für festgesetztes, geringes Entgelt Porzellan mit Bildern zu bemalen. Die Malschule war also im Grund eigentlich nur eine berechnete Ausnutzung der jugendlichen Fähigkeiten und Arbeitskraft. Mein Vater war wirklich talentiert, er wurde in die Malerschule aufgenommen und war begeistert für seinen Beruf und seine Tätigkeit. Er war damals nahe an den zwanziger Jahren. Aber nach Jahr und Tag merkte und fühlte er doch, daß er auf diesen Beruf sein Leben nicht gründen könne, daß ihm bei Fortsetzung dieses Berufes ein Leben nur in Abhängigkeit und in Entbehrung in Aussicht stehe. So begeistert er auch für seinen Beruf war, für den er auch die Fähigkeit besaß, er gab ihn auf und trat, obgleich er mittlerweile die Hälfte der zwanziger Jahre überschritten hatte, bei seinem älteren Bruder Ferdinand in Lehesten als Kaufmannslehrling ein. Ferdinand hatte sich verheiratet, er hatte als Kaufmann gelernt und hatte in Lehesten im elterlichen Hause in der Kurzgasse einen Kaufladen eröffnet.

In einem solchen Kaufladen gibt es alles, was in einer kleinen Stadt nötig ist, in bunter Abwechslung, vom Mehl bis zum Hering, vom Tabak bis zur Wagenschmiere. Mein Vater machte seine dreijährige Lehrzeit in Ausdauer und Pflichttreue durch, dann war er ausgelernt und fertig in seinem neuen Beruf, er war nun selbständig. 30 Jahre war er darüber geworden, ehe er dazu kam. Aber nun kam das Verlangen nach eigenem Familienleben. Seine Eltern waren mittlerweile gestorben. Tiefe Neigung hatte ihn zu meiner Mutter Anna im nahen Luisengrün gezogen. Sein kleines Erbteil, was ihm aus dem elterlichen Haus in der Kurzgasse zustand, ermöglichte es ihm, sich ein Haus in der Langgasse Ecke Winkel zu erwerben, das Haus Nr. 101, mein Geburtshaus. In diesem Haus eröffnete er nun ein Kolonialwarengeschäft und war nun auch im Stande, als erwerbender Mann die **Frau seiner Wahl** heimzuführen. Die Ehe war eine aus beiderseitiger Neigung und glücklich, aber sie war wie die meisten Neigungsehen nicht mit Glücksgütern gesegnet. Der Großvater, ein Förster, der von geringem Gehalt lebte, konnte seiner Tochter außer Grundstücken und Ausstattung nicht viel mitgeben, und dem Vater stand nach Bezahlung des Hauses und für die Einrichtung des Geschäftes auch nicht mehr viel zur Verfügung. Da half die gute Großmutter Schreider aus, die als Tochter wohlhabender Eltern über gute Mitgift verfügte. Und sie tat das nicht nur im Anfang! Wie gut war die Großmutter gegen ihre Tochter, die nicht einmal ihre leibliche Tochter war, - Das väterliche Geschäft war also ins Leben getreten. Aber Wachsen und Gedeihen pflegt bei jedem Unternehmer im Anfang langsam zu gehen. Der Mangel an Betriebskapital machte sich fühlbar. Der Vater hatte schwere Mühe, die Gelder aufzubringen, die nötig waren, um im Großen einzukaufen. Die Mutter merkte die Sorgen, die den Vater bedrückten und fragte die Einzelheiten von ihm aus. Eines Tages, als er allein und wieder in Sorgen hinter dem Ladentisch stand, kam sie zur Tür herein, glückstrahlend mit voller, schwer zu tragender Schürze. Sie hob die Schürze auf den Ladentisch und breitete sie vor ihm aus, sie war vollgehäuft voll lauter blanker Silbertaler! Die Mutter war bei der Göltzers Barb im Haus gegenüber gewesen. Die alte Barb galt als wohlhabend, sogar als reich, sie sollte viel Geld haben, das in Strümpfen in ihrem Bett steckte.

Die Mutter hatte ihr von den Geldschwierigkeiten des Vaters erzählt. Da hatte die Barb von ihren Geldstrümpfen geholt und der Mutter die Schürze vollgefüllt. Dann hatte die Barb weiter gesagt, der Vater sollte das Geld zählen und ihr aufschreiben, sie brauche es nicht zu-

rück, sie wolle es in Waren abholen. Nun war alle Not und Sorge zu Ende und trat auch in Zukunft nicht mehr in drängendem Maße auf. Denn nun war ein kleines Grundkapital vorhanden, das sich nun wieder selbst durch das Einkommen durch den Verkauf der Waren erzeugte. Von jener Zeit an wuchs und blühte und gedieh das Geschäft des Vaters dauernd und ohne Stockung.

Lehesten ist die Stadt des Schieferbergbaues. Es werden dort nicht nur die Schiefer für die Beschieferung der Dächer und Wände in Deutschland und darüber hinaus gewonnen, es werden dort auch die Schiefertafeln für die halbe Welt hergestellt. Die Herstellung der herrlichen Schiefertafeln ist in Lehesten Hausindustrie. Namentlich in der langen Winterzeit, in der das bergmännische Arbeiten ruht, werden in den Häusern fleißig, meist mit Beihilfe der ganzen Familie, Schiefertafeln hergestellt. Die Industrie war willkommen, da sie die sonst verdienstlose Jahreszeit ausfüllte, und sie gab willkommenen Verdienst. Die Hersteller von Schiefertafeln lieferten diese schockweise (60 Stück) an die Zwischenverkäufer ab, die sie dann in großen Posten an die Großhändler verkauften. Mein Vater nahm auch als Zwischenhändler diesen Schiefertafelhandel auf. Aber es fehlten ihm zwei Dinge, die er auch durch seinen Fleiß nicht ersetzen konnte, zum vollen Erfolg: genügend Betriebskapital und Beziehungen und Verbindungen mit den Großhändlern. Sein Vorrat an Schiefertafeln war bei dem kleinen Kapital, das ihm zum Ankauf zur Verfügung stand, ganz klein, und Beziehungen zum Großhändler fehlten ihm anfänglich ganz. Er hörte, daß sich in Tettau ganz hinten im Frankenwald ein Großhändler befände, der noch Zwischenhändler zum Ankauf von Schiefertafeln suche. Es war Winterzeit. Der Winter ist in jener unwirtlichen Gebirgshöhe sehr rau und streng, schneereich und kalt. Tettau liegt weit von Lehesten getrennt durch die Gebirgsrücken und Täler, die alle mit hohem Wald bedeckt sind. Winterüberzieher waren zu jener Zeit noch nicht üblich, wenigstens in Lehesten noch nicht.

Der Vater besaß auch keinen solchen, noch weniger natürlich etwa einen Pelz oder sonstige Winterausrüstungsstücke, er trug im Winter die gleichen Kleider, die er auch im Sommer trug. In dieser seiner gewöhnlichen Kleidung ohne irgend welche besondere Vorkehrung oder weitere Ausstattung machte er sich auf den weiten Weg nach Tettau, der ihn quer durch die Gebirgsketten und Flußtäler des einsamen Frankenwaldes führte, durch dicht verschneite und einsame Wälder, über Eis und Schnee, durch Sturm und Kälte. Er arbeitete sich durch bis Tettau, kam aber dort ganz erschöpft und halb erfroren nach vielen Stunden mühsamen Wanderns und Kampfes an. Er suchte und fand den Großhändler, der ihn auch freundlich begrüßte, aber ihn, wie es scheint, doch auch etwas mißtrauisch wegen seiner bescheidenen Ausstattung musterte. Der Großhändler teilte ihm mit, daß er zur Zeit ziemlichen Bedarf an Schiefertafeln habe und voraussichtlich auch in Zukunft haben werde, und daß er bereit sei, mit ihm in Geschäftsverbindung zu treten, wenn er, der Vater, leistungsfähig sei. Er fragte ihn direkt, ob das der Fall sei. Der Vater bejahte es, allerdings mit etwas Herzklopfen, denn so ganz war es doch nicht der Fall bei seinen knappen Mitteln. Der Großhändler sagte ihm darauf, daß er, wenn die schlimmste Winterkälte vorüber sei, nach Lehesten reisen würde und sich dort seine, des Vaters, Lager und Bestände ansehen wolle, dann würden sie dort über Lieferungen endgültig abschließen. Beglückt über diese Zusage und die günstigen Geschäftsaussichten trat der Vater wieder seinen beschwerlichen, langen Rückgang nach Lehesten durch Schnee und Wald und Wetter an. Aber in das Glück mischte sich auch Bangigkeit, und diese Bangigkeit blieb auch nach seiner Ankunft daheim und verstärkte sich sogar in dem Maße, als die Ankunft des Großhändlers näherrückte. Würde aus dem glücklich in Aussicht stehenden Geschäft auch wirklich etwas werden, wenn der Händler im Hintergebäude die Schiefertafeln als einzigen kleinen Lagerbestand sah? – Mit klopfendem Herzen sah er eines Spätnachmittags in dem Postwagen, den er alltäglich beobachtete, wenn er am Haus vorbeifuhr, den Großhändler sitzen. Seine Bedenken über einen ungünstigen Ausgang des mit so viel Mühe eingeleiteten Geschäfts wurden fast zur sicheren Gewißheit, als kurz darauf ein Bote aus dem schräg gegenüberliegenden Wirtshaus zum goldenen Panzer kam, wo der Großhändler abgestiegen war. Der Bote kam zu unserm Haus, der Vater hörte und verstand erst vor Aufregung fast nicht seine Meldung. Aber wie atmete er auf, als sie ihm zum Bewußtsein kam. Der Bote meldete, der Herr lasse grüßen und mitteilen, daß er sich beim Aussteigen aus dem Wagen leider den Fuß vertreten habe und nicht kommen könne, um das Lager zu besichtigen. Der

Vater möge doch zu ihm in das Wirtshaus kommen, damit sie dort ihre Geschäfte abschließen könnten. Wie so gänzlich unerwartet war der Vater von seiner schweren Sorgen- und Bedenkenlast befreit! Er ging zum Großhändler in das Gasthaus. Dort wurde er freundlich empfangen, das Glück blieb bei ihm. Der Großhändler gab einen dem Vater riesengroß erscheinenden Auftrag und teilte mit, daß er bei Empfang der Ware sofort bezahlen würde. Der Händler hielt damit Wort, denn auch der Vater konnte Wort halten und den Auftrag gut und in Kürze ausführen. Damit war der Anfang zu einem Geschäft gemacht, das, durch die Einwirkung eines verstauchten Fußes eingeleitet, sich im Laufe der Jahre zu einem großen Umfang entwickelte und bei beiderseitiger Zufriedenheit beiden Teilen Segen und Gewinn brachte. Ich sehe noch die riesengroßen Kisten, die auf die schwerfälligen Frachtwagen geladen wurden; sie kamen mir vor wie kleine Häuser und mußten doch über Berg und Tal zur Bahnstation fahren. Der Vater erzählte mir damals, diese Kisten gingen auf Schiffen die Donau hinab nach der Türkei, damit die kleinen Türkenkinder Schiefertafeln bekämen, und sie gingen auch weiter über Land zum Meere und über das Meer nach Amerika. Der Vater hatte neben den weiterlaufenden Beziehungen zum Tettauer Großhändler auch direkte weitreichende Beziehungen für den Absatz gefunden. Das Schiefertafelgeschäft ging gut und immer besser auch das Warenverkaufsgeschäft. Das Hinterhaus wurde zu klein für den Geschäftsbetrieb, ein größerer, praktischer Neubau trat an seine Stelle. Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus. – Meine Schwester Pauline war das erste Kind meiner Eltern. Sie soll der Mutter im Äußeren und in ihrem Wesen sehr ähnlich sein. Sie scheint von ihr, von der ich kaum Erinnerung habe, die heitere Lebenslust, die Zuversicht gibt, und die Liebenswürdigkeit und Güte, die meiner Mutter besonders nachgerühmt wird, geerbt zu haben. Meine Schwester wurde 1853 geboren, ich wurde am 25. November 1855 geboren. Das Schicksal bleibt nicht gleichmäßig und stetig. Bei den Eltern war es bis dahin als günstiger Aufstieg erschienen.

Hierbei trat eine schlimme Störung ein. Meine Mutter wurde krank, die erste aus der Familie Löwel. Der Arzt erklärte die Krankheit als Auszehrung. Nach langer Krankheit starb sie am 8. März 1858. Ich war damals noch so jung, daß ich den Verlust nicht begriff und nicht empfand. Ich suchte wohl die Mutter tagelang im Haus und in ihrem Zimmer und weinte nach ihr, weil ich sie nicht fand. Bei Kindern werden Seeleneindrücke leicht verwischt und verdrängt durch neue Eindrücke. Die neue Mutter, die ich nach einem Jahr bekam, ersetzte mir zunächst die erste, um dann später an ihre Stelle zu treten. Meine Mutter war gut mit uns zwei Kindern aus der ersten Ehe, besonders also auch mit mir. Sie hat sich, als sie später eigene Kinder bekam, auch ehrlich und redlich bemüht, gerecht und unparteiisch zu sein und zu bleiben. Wenn sie mir auch die leibliche Mutter, was Herzensneigung anbelangt, nicht vollständig ersetzen konnte, so weiß ich doch, daß ich ihrem Herzen nahegestanden habe, besonders in meinen späteren Mannesjahren. Und auch meinem Herzen hat sie nahegestanden. Ich denke mit Dankbarkeit und Verehrung an die gute, kluge Frau zurück. Ich bekam im Laufe der Jahre noch fünf jüngere Geschwister: Martha, Harry, Paul, Doris und Hermann. Wir wuchsen miteinander auf, als ob wir alle von einer einzigen leiblichen Mutter stammten, und wir haben sämtlich durch unser ganzes Leben hindurch das Gefühl gehabt, daß wir leibliche Geschwister seien und haben uns in gutem, friedlichem Einvernehmen und festem Zusammenhang gehalten und miteinander gelebt. Einen wichtigen und großen Platz in meinen frühen Jugenderinnerungen nimmt die alte Barb ein, die Kühnholds Barb. Sie war in ihrer Mädchenzeit das Kindermädchen meines Vaters gewesen. In ihrem Alter übertrug sie die Fürsorge, die sie einst für meinen Vater hatte, auf mich, dazu auch noch die vereinte Liebe einer Mutter und Großmutter. Sie wohnte mit ihrem viel älteren Mann, der Bergarbeiter und meist außerhalb beschäftigt war, im zweiten Stock eines kleinen Häuschens in der Winkelgasse nahe bei uns. Bei ihr brachte ich die meiste Zeit zu. Der Weg dahin war aber ein gewagtes Unternehmen für mich, das ich nur nach Vorausschau über seine Gefährlosigkeit unternahm, denn ich fürchtete mich vor den großen Gänserichen am Bach, an dem ich vorbei mußte. Mit ausgebreiteten Flügeln und krummen Schlangenhälsen zischten sie mich an, wenn ich mit geballten Fäusten und drohend wildem Gesicht an ihnen vorbei rannte mit Todesangst im Herzen.

Die Kinder der Kühnholds Barb waren verheiratet und außer dem Hause. Bei der Barb durfte ich alles, was ich daheim in dem unruhigen Geschäftshaus nicht durfte, wo ich kein

Plätzchen für mich allein hatte. Ich klebte, malte, schnitzelte ungestört, die Barb bewunderte alles, was ich schaffte, was mich sehr stolz machte. Sie wieder war stolz, wenn ich die schönen Blumen an ihrem Fenster bewunderte. Wenn die Barb Brot oder Kuchen buk, bekam ich einen kleinen Teil Teig, aus dem ich die wunderlichsten Gestalten formte, die ich dann fertig gebacken mit besonderem Genuß knusperte. Wie lustig war es im Frühjahr, wenn es junge Ziegle gab. Sie hatten ihren Platz unter der „Hölle“, der hölzernen Liegestatt zwischen dem großen Kachelofen und der Wand. Ich durfte sie in der Stube springen lassen; es fragt sich, wer mehr Freude daran hatte, ich oder sie. Die alte Barb war die Liebe und Güte selbst. Wie gerne und wie oft denke ich an sie zurück. Ich habe sie in meinen erwachsenen Jahren noch einmal besucht und damit ihr und mir eine große Freude gemacht. Aber sie war mit Wehmut gemischt, wir wußten beide, es war zum letzten Mal.

Die Geschäfte meines Vaters gediehen und blühten weiter. Die gute Mutter Berta war die Tochter des früheren Pfarrers Felder in Wurzbach, der aber schon vor ihrer Verheiratung gestorben war. Die Mutter hatte danach mit ihrer Mutter und ihrer jüngeren Schwester Alma in Ebersdorf gelebt. Mutter Felder war eine Tochter des Pfarrers Greiner in Lichtentanne. Eine Schwester von ihr war die Mutter meines Großvaters Löwel in Luisengrün gewesen. Mutter Felder, für die ich nur gute Erinnerungen an eine liebe, alte, gute Großmutter habe, starb über 90 Jahre alt in Zwickau. Mutter Berta war energischer und tatkräftiger, als meine Mutter wahrscheinlich gewesen ist, bei der die Güte und Nachgiebigkeit die Lebens- und Geschäftsklugheit oft überwog. Der Vater war vielfach kleinmütig und unentschlossen. Die Tatkraft und Entschlossenheit, sowie die kluge Voraussicht und gute Menschenkenntnis, die Mutter Berta eigen waren, bildeten eine glückliche Ergänzung zum Wesen des Vaters.

Das Tafelgeschäft hatte sich immer weiter glücklich entwickelt. Eine Schwierigkeit in ihm bestand darin, daß die Schieferwerke, die teils Staatsbetrieb, teils Privatbetriebe waren, ihr Hauptgewicht auf die Herstellung von Dachschiefer legten und Tafelschiefer mehr nebenbei und nicht in verlangten Mengen abgaben, so daß die Hausindustrie vielfach Mangel an Schiefermaterial hatte. Mein Vater hatte den glücklichen Gedanken, sich von der Beeinflussung durch die bestehenden Schieferwerke vollständig frei zu machen dadurch, daß er selbst durch Gründung eines eigenen Schieferbruchs die Materiallieferung übernehmen konnte. Ein gute Ausbeute versprechendes, noch nicht für Schieferwerke in Anspruch genommenes Gelände fand sich südlich nahe bei dem Dorf Schmiedebach, das nördlich etwa eine Stunde entfernt von Lehesten liegt. Das Kapitalvermögen und damit das Betriebsvermögen des Vaters war noch nicht groß genug, um den Betrieb eines Schieferwerkes allein zu übernehmen. Der Vater lud deshalb seinen Schwager Raupach im nahen Leutenberg zur Beteiligung und gemeinsamem Betrieb ein. Raupach hatte die zweite Schwester meines Vaters, Ernestine, geheiratet. Er war ein wohlhabender Färbermeister in Leutenberg. Wie oft bin ich als Kind bei der guten Tante Ernestine in Leutenberg gewesen und bei dem stolzen, selbstbewußten Onkel. Wie interessant war mir die Färberei mit ihrem Betrieb und alles, was damit zusammenhing. Onkel Raupach war mit dem gemeinsamen Bruchbetrieb einverstanden. Die ausgesuchte Stelle erwies sich als sehr günstig, die Schiefer waren von ausgezeichnete Beschaffenheit. Der Schieferbruch erhielt den schönen Namen „Fröhliches Tal“.

Der Anfang war natürlich klein, der Bruch wurde mit nur wenigen Arbeitern betrieben. Aber im Laufe der Zeit wuchs der Betrieb zu einem großen Betrieb heran und war schließlich mit seinem großen Personal (der Schiefer wurde dort im Tagebau gewonnen) und seinen Bruchlöchern ein gutes Bild der Lehestener Industrie. Onkel Raupach war ein kleinlicher Geschäftsmann, seine Beteiligung erwies sich mehr und mehr als eine Hemmung in der günstigen Entwicklung und Vergrößerung des Betriebes. Wohl hauptsächlich dem Einfluß der Mutter ist es zuzuschreiben, daß der Vater sich entschloß, Raupach eine Trennung vorzuschlagen, die eigentlich schon in den gegensätzlichen Geschäftsmeinungen bestand. Raupach, dem der sichere Gewinn höher stand als durch Wagemut zu gewinnende höhere Einnahmen, war mit der Trennung einverstanden. Aber der Vater mußte Raupach seinen, inzwischen recht erheblich groß gewordenen Anteil herauszahlen. Das mag ihm schwer genug gefallen sein und viele Sorgen gemacht haben, denn das Geld war in erster Linie nötig für den Betrieb. Aber es gelang, die Summe aufzubringen und Raupach abzufinden.

Der Vater war jetzt Alleinbesitzer des Schieferwerkes „Fröhliches Tal“.

Ich war nun mittlerweile aus der ersten Kindheit herausgewachsen in das Alter, in welchem das Kind aus der Familie heraus den ersten Schritt in die Welt tut, in die Schule. — Ich hatte mich auf die Schule gefreut, die mich in meinen Kindesaugen beinahe zum Erwachsenen machte. Als ich an einem sonnigen Frühlingmorgen zur Aufnahme nach der Kurzengasse weit entfernten Schule gehen wollte, wo ich, wie ich von andern wußte, eine große Zuckertüte vom Lehrer erhalten würde, sagte mir der Vater: „So, Albert, du kommst jetzt in die Schule, da gehen für dich die Sorgen an, und die Sorgen bekommst du dein ganzes Leben lang nicht wieder los, bis du stirbst“. Ich wußte damals nicht, was Sorgen waren, ich fühlte nur, daß das etwas sehr Schlimmes war. Mein Vater hatte nicht bedacht, welche Eindrücke seine Worte auf mich machen könnten. Sie haben einen furchtbaren Eindruck auf mich gemacht, den ich mein ganzes Leben lang mit mir herumgetragen habe. In der Lehestener Schule fühlte ich allerdings nicht, daß der Vater Recht hatte, es kam mir oftmals erst später in Saalfeld auf dem Saalfelder Realgymnasium zum eindringlichen und fühlbaren Bewußtsein, wie recht der Vater hatte. Die Lehestener Schuljahre waren schön und sind mir in angenehmer Erinnerung. Ich besuchte die Volksschule, eine andere Schule gab es nicht in Lehesten. Der gute Lehrer und Kantor Eichhorn war natürlich gut mit uns und hatte auch keine Schwierigkeiten, uns die nötigen Grundkenntnisse beizubringen.

Ein paar Jahre später bekam ich weiteren Unterricht beim Pfarrer Bulle. Der Pfarrer hatte drei Buben, von denen der mittlere, der Schorsch, gleichaltrig mit mir war. Mit diesen drei Pfarrerbuben und zwei Schulkameraden und Freunden zusammen wurden wir vom Pfarrer in Latein und Französisch unterrichtet und in die alte Geschichte und Sagen der Griechen und Römer eingeführt. Meine Schulkameraden und dauernden Genossen und Spielgefährten waren Wunderlichs Robert, der ein Jahr älter war als ich, aus dem schräg uns gegenüberliegenden Goldenen Panzer, und das Nachbarkind neben uns, der Rotkopf Munzers Otto, der acht Tage jünger war als ich. Der Pfarrer war eine Respektsperson für mich. Wenn wir sechs auf dem niedrigen Bänkchen nebeneinander in seinem Studierzimmer oben im Pfarrhaus saßen, sah ich in heiliger Scheu zu ihm auf. Er war aber ein guter, freundlicher Mann. Die fremden Sprachen und das Lernen machten mir keine Schwierigkeiten, auch das Auswendiglernen der vielen „Ofabeln“ (Vokabeln) nicht. Dagegen hatte ich Schwierigkeiten mit dem Niederschreiben, denn ich kannte die lateinischen Buchstaben noch nicht gut und meine Schüchternheit hielt mich davon ab, zu fragen. — Des Sonntagvormittags durfte ich nach der Kirche zu einem früheren Porzellanmaler gehen und bei ihm zeichnen und malen. Das war mir die liebste Stunde. Unerwünscht war mir die Klavierstunde, obgleich ich die Musik sehr liebte und viel Talent zum Klavierspielen hatte. Aber die Klavierstunde lag in dem schönen, freien Mittwochnachmittag von 3-4 Uhr. Aber aller Unterricht ließ mir doch noch sehr viel freie Zeit, in der ich meine Kindheit und Jugend gründlich genießen und meinen Körper gesund entwickeln konnte. Die Umgebung Lehestens ist landschaftlich sehr schön, das Gebirgsklima, wenn auch rau, doch sehr gesund. Berg und Tal, Wald und Wiesen, Teich und Fluß, das gehörte alles uns Buben. In freier, herrlicher Ungebundenheit wuchsen wir in der Freiheit, in der Natur auf, die zu allen Jahreszeiten schön war und uns stets Abwechslung bot. Wie herrlich war der Winter für uns mit seinen Schneemassen und den wilden Schneestürmen, gegen die anzukämpfen uns Freude und Genuß war. Mit dem schweren, ungefügen Fuhrschlitten sausten wir von der Höhe hinab über die vergletscherten Hänge der Aue.

Es waren waghalsige Fahrten, liefen aber glücklicherweise stets ohne erhebliche Unfälle ab. Wie schön war es im Spätsommer und Herbst beim „Gemee“hüten, der Zeit, in der nach der Ernte sämtliche Wiesen zum Hüten frei waren. Meine Schulkameraden aus der Volksschule hüteten dann ihre Geisen und Kühe in der Aue und ihren Hängen. Wir hatten auch zwei Kühe im Stall, denn Milch und Butter zu kaufen gab es nicht, wer solche wollte, mußte eben selbst dafür sorgen. Gar zu gerne hätte ich an Stelle des Knechtes auch unsere Kühe gehütet, aber der Vater gab darin meinen Bitten nicht nach, und so ging ich denn mit meinen Kameraden zum Hüten. Durch was für schöne Spiele wurde da die Zeit vertrieben! Das Hockey hieß damals noch gut deutsch Sautreiben. Verschiedene Teiche gaben Gelegenheit zum Baden, das Hauptvergnügen war, sich den ganzen Körper mit feuchtem Lehm oder Ton zu bestreichen, sich in der Sonne in diesem Zustand zu trocknen, dann durch Untertauchen abzuwaschen und das Spiel von neuem zu beginnen. — Abwechslung bot auch die Natur. Gegen

Abend kamen aus dem tiefen Loquitztal die Nebel herauf. Wie zwei riesengroße, etwa zehn Meter dicke, runde, graue Schlangen krochen sie beiderseits die Aue hinauf. Ihre Nebelmasse war so dick und undurchsichtig, daß wir durch sie hindurchsprangen wie durch den Rauch von Qualmfeuer. Ich habe nie wieder, auch im Hochgebirge nicht, ein derartiges großartiges, aber auch unheimliches Naturschauspiel gesehen, wie diese Nebelschlange in der Aue. Die Lehestener Jugendzeit war die schönste Zeit meines Lebens. In Gesundheit und Freiheit und Wohlbefinden unter lauter freundlichen, guten Menschen wuchs ich heran bis zu meinem 12. Jahr. Ich wußte, ich sollte später das Realgymnasium, oder wie es damals kürzer im Deutschen hieß, die Realschule in Saalfeld besuchen. Ich freute mich darauf und tat gegen meine Kameraden groß damit. Als ich aber eines Samstagsnachmittags ins Pfarrhaus geschickt wurde, um mich beim Pfarrer zu verabschieden, da merkte ich, daß Abschied Trennung bedeutet und schmerzlich ist. Ich weinte so sehr, daß mich der Pfarrer liebevoll tröstete. Am nächsten Tag hatte ich den Abschied vergessen. Aber als einige Tage später der Wagen an der Haustüre hielt und ich die Steintreppe hinabging, um in den Wagen zu den Eltern zu steigen, als die Pferde anzogen, da merkte ich, daß dies Abschied vom Elternhaus, Abschied von der Heimat bedeutete. Ich weinte bitterlich. Die neuen Eindrücke auf der Weiterfahrt beruhigten mich, denn sie änderten meine Gedankenzüge. Wir fuhren durch das stille, große Waldtal der weißschäumenden Sormitz, durch die Stadt Leutenberg, die mir gegen die Lehestener Schieferhäuser so vornehm durch ihre weißgetünchten Häuser erschien, über die mir ungeheuer groß erscheinende Saalebrücke bei Kaulsdorf, der großen Krümmung der Saale bei Tauschwitz entlang, vorbei an den senkrechten Felswänden von Oberritz, bis sich das Saaletal zu breiter Fläche weitet. — Da fiel mir eine ungeheure, graue Masse links auf dem Hochufer der Saale auf. Finster und unheimlich lag diese schwere Masse von über haushohen Mauern. Sie schloß wie eine dunkle Wolkenwand den Blick ab und verdeckte noch weit hinauf den Himmel. Über grauen Flächen ragten eine Menge spitze Türme und rote Ziegeldächer, und über diesen stand ein riesengroßer, dicker Turm ohne Dach mit hohen Ecktürmen. Ich betrachtete erstaunt das mir so fremdartige. „Das sind die Saalfelder Stadtmauern, dahinter liegt Saalfeld“, sagte der Vater. — Saalfeld? Schreck und Angst durchfuhr mich. So also sah Saalfeld aus, das war ja ein Gefängnis. Und in dieses Gefängnis sollte ich gebracht werden. Hinter diesen großen, hohen, dunklen Mauern sollte ich leben, die den Himmel abschlossen, die mich absperrten von der Freiheit, von der Natur, von Wald und Wiese. Ich weinte wieder bitterlich. Wir fuhren durch das finstere, enge Saaltor die Saalgasse hinauf nach dem großen Marktplatz und dem Gasthof, in dem die Eltern abstiegen. Danach zogen wir zu Fuß zu dem Pfarrer, bei dem ich in Pension kommen sollte. Das Pfarrhaus lag über dem Marktplatz drüben hinter der großen Stadtkirche. So groß hatte ich noch kein Gebäude gesehen, die Lehestener Kirche hätte ein paarmal Platz darin gehabt. Und wie finster und fremd und unfreundlich sah sie aus gegen die freundliche, helle Lehestener Kirche. Das Pfarrhaus lag im Schatten und unter dem Druck der mächtigen Kirche. Es war ein altes, weiträumiges Gebäude, still wie ausgestorben. Die Türglocke zitterte fremd nach in dem öden Eintrittsraum, und unsere Schritte auf den Eichentrepfen hallten laut. Wir wurden freundlich empfangen. Der Pfarrer war so ganz anders als der Lehestener. Es war ein stattlicher Mann in noch jungen Jahren und trug einen braunen Vollbart. Die Frau Pfarrer war eine kleine, rundlich Frau. Ich bekam mein Zimmer gezeigt, das etwas abseits am Nachbarhaus lag, ich wurde mit in die Unterhaltung gezogen und vieles gefragt. Ich sollte auch zeigen, wie ich Klavier spielen konnte. Ich spielte den Abschiedswalzer, den ich auswendig konnte. Als ich aufgehört hatte, sah ich, daß die Mutter geweint hatte. Am Nachmittag fuhren die Eltern wieder ab. Ich ging mit ihnen zurück bis zum Gasthof, dem Roten Hirsch, sah sie einsteigen, drückte ihnen die Hand und sah den Wagen die Saalgasse hinabrollen, bis er meinen Augen entschwand. Ich stand allein auf dem weiten, großen Markt. Allein! Wie kam mir das jetzt zum Bewußtsein, daß ich so ganz allein, so hilflos und verlassen unter lauter fremden Menschen, so fern von der Heimat sei. Ich bezwang mich, ich wollte nicht vor fremden Leuten weinen. Auch als ich in das Pfarrhaus zurückkam, weinte ich nicht. Aber als ich nachts in mein Bett kam, da weinte ich, was ich nur weinen konnte, aus Heimweh und dem Gefühl der Verlassenheit und Hilflosigkeit. Und ich weinte jede Nacht die ganze Nacht hindurch. Die Nachbarn kamen nach Tagen, um sich zu erkundigen, weshalb ein Kind im Haus die ganze Nacht hindurch weine. Von da ab kroch ich unter meine Bettdecke und weinte.

Den nächsten Morgen ging der Pfarrer mit mir zur Aufnahme nach der Realschule. Das Schulgebäude war ein alter Klosterbau, mehrstöckig mit kleinen Fenstern. Es lag hinter einem Hofe, in den man durch eine Torfahrt gelangte und stand schräg an der alten, hohen Klosterkirche, an die es anstieß.

Breite, hallende Eichenholztreppe führten zu den einzelnen Stockwerken mit ihren breiten, dunklen Fluren und großen Vorräumen. Wie so ganz anders war alles als in Lehesten. Ich wurde der Tertia zugewiesen mit noch etwa 10 anderen Neuhinzukommenden. Den nächsten Tag begann der regelmäßige Schulunterricht. Lauter fremde Gesichter, kein Mensch, den ich kannte, kein Freund und lauter fremde Lehrer, die so ganz anders waren, als ich sie von Lehesten her kannte. Und was für eine Schulzucht! Mein ganzes Leben lang hat mich stets Zorn und Erbitterung erfaßt, wenn mir die Saalfelder Schulzucht in Erinnerung kam. Die Schule hatte ihre eigenen besonderen Anschauungen und ihre eigne, eigenartige Pädagogik. Beide Dinge waren wohl Werke des Direktors, der, wie alle Schuldirektoren der damaligen Zeit, der Alleingewaltige im Reiche seiner Schule war.

Nach den Anschauungen der Schule war jeder Schüler ein schlechter Mensch, unlustig zur Arbeit, unordentlich, behaftet mit lauter schlechten Instinkten und Neigungen, stets darauf bedacht, den Lehrer zu hintergehen, mit kurzen Worten, nach dem üblichen Fachausdruck: ein verworfener Mensch. Nur durch äußerste Strenge und unter eiserner Zucht konnten die Schüler von dem breiten Weg der Unordentlichkeit und Zuchtlosigkeit auf den gebahnten Pfad geordneter Schuldisziplin und damit der Tugend gebracht und auf ihm erhalten werden. — Als Hauptmittel zur Erreichung der Schulziele galt die Strafe. Güte und Ermunterung waren ungekannte und ungeübte Erziehungsmittel. Auf was stand nicht alles Strafe! Nicht nur Vergehen, sondern auch kleine Versehen und Vergeßlichkeiten und unbeabsichtigte Übertretungen wurden bestraft. — An der verschlossenen Torfahrt, dem Zugang zum Schulgebäude, hing die Schulglocke. Kurz vor Beginn des Unterrichts wurde vom Schuldieners das Tor aufgeschlossen, der sich dahinter stellte und die Glocke läutete. Mit dem letzten Ton der Glocke schloß er das Tor wieder ab. Wer noch draußen stand oder später kam, wurde aufgeschrieben und durch Einträge im Klassenbuch gestraft. Diese Einträge wurden allsamstäglich im großen Saal vor allen Klassen vorgelesen und je nach Ermessen des Direktors durch eine besondere Strafpredigt an den Sünder verschärft.

Dem täglichen Unterricht ging eine Andacht voraus. Die Schüler sämtlicher Klassen mußten reihenweise geordnet aus ihren Klassen heraustreten und sich im Hauptsaal versammeln, wo ein Gesangbuchslid gesungen und von einem Lehrer ein Gebet gesprochen wurde. Beim Heraustreten aus der Klasse zu diesem Gang mußte die rechte Hand mit dem Gesangbuch danach gehalten werden, daß der Lehrer, der an der Türe stand, sich überzeugen konnte, daß es wirklich ein Gesangbuch war. Wir mußten unmäßig viel Bücher mit in die Schule schleppen, Bibel, Gesangbuch, Wörterbücher der verschiedenen Sprachen, Grammatiken, Atlas, Hefte usw. Wie leicht konnte man da eines der vielen Bücher und besonders leicht das Gesangbuch, das ja kein Unterrichtsbuch war, vergessen. Wiederholtes Vergessen brachte einen Eintrag ins Klassenbuch. Im Einzelfall war die Strafe das Auswendiglernen irgend eines langen Gesangbuchslides, das morgens eine Stunde vor Beginn des Unterrichts, im Sommer also um 6 Uhr, in der Wohnung des betreffenden Klassenlehrers diesem aufgesagt werden mußte. Da dies auch eine Art Strafe für den Lehrer war, hörte meist ein Dienstmädchen das Lied ab. Mich traf diese Strafe öfter. Das Auswendiglernen eines langen, mir nichts sagenden Liedes war mir nicht schwer. Aber hart war mir, daß dieser Frühgang außerhalb des Tores für mich einen vollständig nüchternen Vormittag bedeutete, ohne Kaffee und ohne Frühstück. Denn die alte Magd im Pfarrhaus stand nicht so früh auf, daß ich zu dieser ungewohnten Zeit Frühstück und Kaffee hätte erhalten können.

Wenn nun ein unerfahrener Neuling glaubte, um das Tragen und Vergessen des Gesangbuches dadurch herumzukommen, daß er das Gesangbuch in seinem Pulte aufbewahrte, so hatte er nicht mit der Schulschnüffelei gerechnet. Die Pulte wurden regelmäßig in Abwesenheit der Schüler revidiert, und fand sich da ein Gesangbuch oder sonst Ungehöriges, so wurde gestraft. — Ich habe glücklicherweise nie ein Buch über Nacht dort gelassen.

Zu den schwersten Vergehen gehörte das Betreten eines Wirtshauses. Nicht einmal in Begleitung von Erwachsenen durfte ein Schüler in ein Wirtshaus gehen. — Meine Eltern besuchten mich zuweilen in Saalfeld, es war eine Wagenfahrt von etwa 3 Stunden von Lehesten bis dahin. Meine Eltern stiegen in Saalfeld im ersten Gasthof der Stadt, im Hotel zum Roten Hirsch am Marktplatz, ab. Dahin durfte ich aber nicht ohne weiteres gehen, um mit ihnen zusammen zu sein. Ich mußte erst zu meinem Klassenlehrer gehen, der außen vor dem oberen Tor wohnte, und von diesem die schriftliche Erlaubnis mir holen, daß er damit einverstanden sei, daß ich zu meinen Eltern in den Hirsch ginge. Mit diesem Schriftstück mußte ich in die Wohnung des Direktors gehen, der in der oberen Brudergasse wohnte, und von diesem ebenfalls die schriftliche Genehmigung erbitten, die ich dem Klassenlehrer wieder vorlegen mußte. Dann erst durfte ich zu meinen Eltern. Da ich den Besuch meiner Eltern in Saalfeld immer erst durch ihre Ankunft selbst erfuhr, war für mich durch diese Lauferei zu den Lehrern die geringe freie Zeit zum größten Teil verloren und das ohnehin kurze Zusammensein mit den Eltern auf das knappste Maß herabgemindert, denn des Nachmittags mußten die Eltern, des langen Weges wegen, wieder zurückfahren. — Nach dieser kurzen Freude trat das Heimweh in um so stärkerem Maße auf. Wie oft ging ich auf die alte Saalbrücke und starrte nach Süden, wo Lehesten lag! Auch im Winter stand ich zähneklappernd und blaugefroren oft in meinem Heimweh da. Die Schule hatte eine kleine Bücherei von guten Jugendschriften unterhaltenden und belehrenden Inhaltes. Von diesen Büchern wurden jeden Mittwoch an die Schüler, die danach verlangten, vom Direktor persönlich Bücher für ein oder zwei Wochen zum Lesen ausgegeben. Ich hatte eine Vorliebe für naturgeschichtliche Bücher und Reisebeschreibungen, Forschungsreisen und dergl. Als ich mir aber an einigen aufeinanderfolgenden Mittwochen Bücher geben ließ, erhielt ich vom Direktor eine Verwarnung, ich lese zu viel und das hielte mich auch von den ernstesten Schularbeiten ab. Ich getraute mir von da ab nicht mehr überhaupt noch öfters als nur in ganz großen Zwischenräumen Bücher zu verlangen. —

Vor Weihnachten hatte ich unter der Anleitung und der Mitwirkung des hierin sehr guten Pfarrers kleine Weihnachtsgeschenke für meine Eltern und Geschwister an den langen Winterabenden nach beendeter Schularbeit angefertigt, Papparbeiten, Laubsägearbeiten und sonstige Kleinigkeiten. Mein Klassenlehrer, der irgendwie davon erfahren hatte, ermahnte mich vor der Klasse, meine Zeit und Kräfte nicht zu Dingen zu verwenden, die außerhalb der Schule lägen. Wir mußten alle Zeit und alle Kräfte nur für die Schule verwenden. — Mein Klassenlehrer war im übrigen ein guter Lehrer, ich schätzte ihn vor allen andern Lehrern besonders hoch. Also auch eine harmlose Beschäftigung in meiner freien Zeit, die mir Freude und Erholung gegeben hatte, war in den Augen der Lehrer eine Sünde.

Der Unterricht in der Schule war handwerksmäßig pedantisch, ohne Anregung. Nur der Direktor verstand gut zu unterrichten. Ich erinnere mich noch seines Religionsunterrichtes, den er interessant zu machen verstand. Ich nehme Späteres vorweg. Von Tertia kam ich im nächsten Frühjahr nach Untersekunda. Ich hatte mich besonders auf den Chemieunterricht gefreut, da ich für alles Naturwissenschaftliche sehr reges Interesse hatte. — Zu der ersten Chemiestunde trat der uns Tertianern bisher unbekannte Professor herein, ein älterer, magerer Herr mit einem Samtkäppchen. Er setzte sich hinter den Katheder und schlug mit seinem Handrücken auf die Tischplatte, daß es krachte: „So, Ihr habt jetzt Chemieunterricht bei mir. Ich weiß, daß Ihr eine faule Gesellschaft seid, die nicht lernen will, aber ich“ — und wieder krachten die dünnen Handknochen auf dem Tisch — „aber ich werde Euch beibringen zu arbeiten. Ich werde Euch strafen, daß Ihr schon lernen sollt“. Und so ging die Strafpredigt an uns harmlose, lernbegierige Kinder weiter bis fast zum Schluß der Stunde. Da blieb noch gerade soviel Zeit, daß der Professor die Wandtafel vollschreiben konnte mit den Abkürzungsbezeichnungen der Elemente, davon es damals — glaube ich — etwas über 60 gab, und ihren Atomgewichten: „So, das lernt Ihr gründlich auswendig bis zur nächsten Chemiestunde, sonst —!“ Das war die Einführung in ein neues Fach, auf das ich mich gefreut hatte. — Zunächst saß ich aber noch in Tertia.

Der Gesanglehrer, der auch Turnlehrer war und die Aufsicht beim Baden und Schwimmen hatte, war ein Wüterich. Er war ein vierschrötiger Mann mit dunkelrotem Gesicht und blutunterlaufenen Augen. Wenn er im Gesangunterricht aus der Schülerzahl einen falschen Ton hörte, sprang er in großen Sätzen über die Tischpulte und haute mit geballten Fäusten auf

die Köpfe der Schüler ein. Gegen mich hat sich ein solcher Wutausbruch nie gerichtet, ich bin aber, glaube ich, jedesmal bei solchen Vorkommnissen, die häufig eintraten, leichenblaß geworden und die Aufregung zitterte noch stundenlang in mir nach. Um gesichert zu sein, öffnete ich wohl den Mund wie zum Singen, sang aber nicht. — Ich hatte von Lehesten her einen gelenkigen Körper und war ein guter Turner, ich war auch ein guter Schwimmer. Aber vor den Turn- und Schwimmstunden fürchtete ich mich wegen der vorkommenden Roheiten. Und wenn ich nach der Stunde befreit aufatmete, so graute mir auf dem Heimweg bereits vor der nächsten Stunde.

Das Lernen in der Schule fiel mir leicht, ich war und blieb auch unter den äußeren schwierigen Verhältnissen ein guter Schüler. Die Klasse Tertia lag in einem einspringenden Winkel zwischen der alten Klosterkirche und dem Schulbau. Die Klasse hatte infolgedessen ein geringes, schlechtes Licht, viel Blendlicht von der nahen Wand. Die Augen wurden überanstrengt, denn schlechtes Erkennen des auf die Wandtafel Geschriebenen war kein Entschuldigungsgrund. Auch zum Lesen und Niederschreiben genügte mangelhaftes Licht nicht. Ich hatte in Lehesten ausgezeichnete Augen, in Saalfeld wurden sie schlecht, und hier wurde der Grund gelegt zu dem Augenleiden, das mich im Alter so stark beeinträchtigte.

Ostern war ich nach Saalfeld gekommen. Die Zeit bis Pfingsten erschien mir endlos lang. Pfingsten waren die ersten Ferien und ich durfte zum ersten Male wieder heim. Die Freude wurde gedämpft durch die ungeheuerlich vielen Schularbeiten. Jeder Lehrer sagte am Schluß seines Unterrichts vor den Ferien: „Glaubt nicht etwa, daß die Ferien zum Faulenzen da sind, sie sind zum Lernen da. Da habt Ihr jetzt Zeit dazu, und ich werde Euch ordentlich zum Lernen aufgeben“. Ich glaube, Turnen und Singen waren die einzigen Fächer, in denen wir keine Aufgaben erhielten. Ein unübersteigbar hoher Berg von Schulaufgaben verschloß das Paradies der Ferien. —

Wir waren drei Lehestener in Saalfeld. Außer mir besuchte noch mein Lehestener Schulkamerad und Freund Emil Müller, der Sohn des Schießhauswirtes, die Saalfelder Schule. Er saß in Quarta. In Pension war er bei guten Metzgerleuten, die ihn in guter Kost hielten. Außerdem war noch ein Konditorlehrling Matthes aus Lehesten in Saalfeld in der Lehre. Nie vergesse ich das Glück, als wir beide des Morgens aus dem finsternen Saaltor hinauswanderten in die freie Natur, als nächstes Ziel den hohen, kahlen Roten Berg, über den hinweg wir zum oberen Saal- und Sormitztal wandern mußten. Auf der Höhe drehte ich mich um. Da unten lag die dunkle Masse der Stadt, das Gefängnis! Da fiel mir jäh ein, in acht Tagen stehe ich auch wieder hier und sehe hinab und muß wieder hinunter in das Gefängnis! Bangen vor dieser Zukunft überfiel mich, doch neue Eindrücke verwischten das Trübe. Wir wanderten durch das liebliche, grüne Sormitztal, durch das Städtchen Leutenberg und nun den steilen, mühsamen, hohen und felsigen Leutenberger Berg hinauf. Oben waren wir auf der Höhe des Gesamtbergzuges, der sich vom Frankenwald nach der Saale hinzieht. Wir spürten auf der Höhe schon die Lehestener Luft, der wir entgegenwanderten. Nach sechsständiger Gesamtwanderung standen wir auf dem Käppele oberhalb Lehesten. Das Glücksgefühl, das damals über mich kam, als ich auf die grauen Schieferdächer des kleinen, friedlichen Städtchens herabsah, auf den geschweiften Aufbau des alten, lieben Kirchturms, auf den blauen Holzrauch, der aus den Schornsteinen emporwirbelte in die ruhige Luft, dieses Glücksgefühl habe ich nie in meinem Leben vergessen. Nun hinab durch die Gehöfte, in Eile durch die Quergasse, den Winkel, die steinerne Haustreppe am Elternhaus hinauf. Ich war wieder daheim! O Seligkeit! —

Was soll ich das Glück meines Daheimseins beschreiben, das ließ sich nur empfinden. Wenn ich aber an die Schulaufgaben dachte, dann wurde mir das Glück getrübt und verdorben. Jugendlicher leichter Sinn half mir darüber hinweg. Die zweite Hälfte der Ferien blieb mir aber nichts anderes übrig, als in der Stube zu sitzen und zu arbeiten. Zu arbeiten mehr als in der Schulzeit. Und was für eine aussichtslose Arbeit! Auch wenn sie gut wurde, gab es ja doch nur Tadel, denn ganz ohne Fehler konnte sie ja nicht sein, und nur diese sahen die Lehrer. — Die Ferien gingen rasch zu Ende. Der Vater bestimmte, daß ich nicht wieder zu Fuß nach Saalfeld gehen sollte. Vielleicht fürchtete er, daß ich unterwegs wieder umkehren würde. Ich sollte mit der Post fahren. — Die Post fuhr um 3 Uhr morgens ab. Niedergedrückt und traurig ging ich in der Dunkelheit neben der Magd, die mir das kleine Reisegepäck trug, durch die stille Gasse. Ich war der einzige Reisende in dem frösteligen Postwagen. Er rollte

und holperte durch die nächtliche Stille. In dunklen Umrissen konnte ich, an das kalte Glas gepreßt, die einzelnen mir so bekannten und vertrauten Häuser noch erkennen. Das letzte Haus! Und nun hinaus in den Höhennebel, der kalten, dunklen, unfreundlichen und feindlichen Ferne entgegen. Ich weinte laut, so sehr, daß der Postillon hielt und nach mir schaute. Ich weinte von da an still für mich. Im Morgengrauen fuhren wir durch Leutenberg, das ich vor einer Woche so glücklich durchwandert hatte. Am Vormittag fuhr ich wieder in Saalfeld ein. Ich war wieder im Gefängnis, das mich mit all den Qualen erwartete, die ich kannte und vor denen mir graute. — Am nächsten Tag begann der Unterricht wieder. — Trotz alledem war ich ein guter Schüler. Das Lernen und Arbeiten fiel mir leicht, und ich hatte aus Lehesten durch meine freundlichen Lehrer eine gute Grundlage des Wissens mitgebracht. Meine Kenntnisse und Fortschritte drückten sich auch in meinen Zeugnissen aus, die ich in den Ferien mit heimbrachte; es war mir eine Freude, diese guten Zeugnisse dem Vater vorlegen zu können. Der Vater hatte jedoch seine eignen pädagogischen Anschauungen. Nach seiner Meinung mußte die Tätigkeit eines Vaters vorwiegend im Tadel bestehen. Die vielen Gut und teilweise Sehr gut waren ja wohl erfreulich, aber die Genügend und Hinreichend nur Anlaß zu Ermahnungen, tüchtig zu arbeiten, damit solche Zeugnisse in Zukunft wegfielen. „Du bist in der Zukunft ganz allein auf dich angewiesen. Niemand kann dir helfen, ich auch nicht. In der Welt heißt es: Friß, Vogel, oder stirb! Deshalb lerne, damit du durchkommst durch die Welt, auch mußt du an die Sorgen denken, die mit der Schule beginnen“. — War aber das Zeugnis durchweg gut, dann glaubte der Vater meine Freude und Zuversicht dämpfen zu müssen: „Bilde dir nicht ein, daß du nun etwas kannst, du mußt noch viel arbeiten, ehe du etwas bist“. Ich bin meinem Wesen nach stets schüchtern und befangen gewesen. Bei mir wäre eine Erhöhung und Stärkung meines Selbstvertrauens durch Lob und Anerkennung angebracht gewesen. Die unrichtige Pädagogik meines Vaters hat auf mein ganzes späteres Leben eingewirkt.

In Saalfeld blieben während des ersten Schuljahres die Verhältnisse sich im allgemeinen gleich. Nur das Heimweh wurde womöglich noch stärker. Wie oft ging ich auf die Saalbrücke, das Land von Lehesten mit der Seele suchend. Im nächsten Frühjahr wurde ich nach Untersekunda versetzt. Die Schulverhältnisse blieben die gleichen, wie sie in der Tertia gewesen waren, eine Anzahl neuer Fächer und neue Gesichter von Lehrern brachten keine Änderung. Dagegen änderte sich einiges in der Pension. Ich war der erste und einzige Pensionär gewesen. Ostern kam nicht nur, und zu meiner Freude, mein Lehestener Bekannter, Fritz Bischoff hinzu, der Sohn des Direktors der Herrschaftsbrüche in Lehesten, sondern auch, weniger zu meiner Freude, einige andere, mir nicht näher bekannte Schüler, sowie einige Pensionärinnen. Wir waren etwa ein halbes Dutzend. Die Kost war bis dahin, wenn auch einfach, doch ausreichend und nahrhaft gewesen. Von jetzt ab wurde die Kost knapp für meinen Wachstumshunger, so daß wir die Gedanken und das Verlangen nach Essen nur zu häufig hatten. Die Frau Pfarrer kannte als Lehrerin in einem Mädchenpensionat nur den Hunger junger Mädchen, nicht den von heranwachsenden Buben. Die 6 Kreuzer Wochengeld, die eigentlich für Schulbedürfnisse bestimmt waren, wurden für ein halbes Viertel Wurst angelegt, nach welchem Genuß erst wieder eine Pause von einer vollen Woche eintrat. In der Herbstzeit aßen wir das Schock Zwetschen (60 Stück), die man in der obstreichen Gegend für ein paar Kreuzer bekam, mit den Steinen. Glücklicherweise hat es uns nie etwas geschadet, dämpfte aber den Hunger wenigstens auf längere Zeit.

In den Schluß meiner Untersekundanerzeit fiel meine Konfirmation. Zu den vielen Unterrichtsstunden in Glaubenslehre kam das Auswendiglernen von Glaubenssätzen, Bibelstellen und Gesangbuchliedern. Ich war gläubig veranlagt und meine Frömmigkeit war Überzeugung. Aber das Übermaß von Glaubenslehre war mir doch zu viel, es erschütterte in manchem meine Überzeugung und weckte Zweifel, die sich damals zu regen begannen. Ich konnte mir nicht denken, daß Gott, den ich mir als gütigen Vater dachte, die Menschen mit allen ihren Eigenschaften erschaffen habe, um sie dann für die Eigenschaften, die er ihnen gegeben hatte, zu strafen. Auch die Erbsünde war mir widerspruchsvoll. Wie konnten Menschen belastet sein und gestraft werden für Sünden, die sie gar nicht begangen und an denen sie vollständig unschuldig waren! Ich empfand den Religionsunterricht überhaupt als einen Zwang. In dem feierlichen Gottesdienst, in welchem wir durch ein Ja mit Eid bekräftigen sollten, daß

wir durch unser Leben lang an dem uns gelehrten Glauben festhalten würden, habe ich wohl den Mund geöffnet, aber nicht ja gesagt. Ich habe es hinterher nicht bereut, es war für mich das einzige mir mögliche Mittel, mich von einem vermeintlichen Meineid fernzuhalten.

Auch den sonntäglichen Kirchenbesuch, der sich auf alle Schüler, auch auf die Nicht-konfirmanden erstreckte, empfand ich als ungerechten Zwang. Wir mußten jeden Sonntag Vormittag in die Kirche, worüber Buch und Aufsicht geführt wurde. — Da sämtliche Werktagvormittage durch die Schule in Anspruch genommen wurden, blieb durch den Besuch des Gottesdienstes am Sonntag im ganzen Jahr während der Schulzeit kein einziger Vormittag mehr frei zu einem Besuch der freien Natur, die uns durch ihre Erhabenheit und Schönheit und Größe wohl mehr gegeben hätte, als die uns unverständlichen Predigten über Sünde und Buße. —

Auch bei der Meininger Schule, die ich später besuchte, bestand der Kirchenzwang. Es kam dort noch sogar hinzu, daß wir jährlich zweimal zur Beichte und zum Abendmahl gehen mußten. Es wird sich wahrscheinlich um die Durchführung einer Verordnung gehandelt haben, die für das ganze Land galt. Ich habe mir damals vorgenommen, daß ich, wenn ich später ein erwachsener, freier Mann sein würde, nie wieder in eine Kirche gehen würde, und ich habe diesen Vorsatz durchgeführt. Im darauffolgenden Frühjahr wurde ich nach Obersekunda versetzt. Ich hatte mich nach und nach, meinen Zeugnissen nach, zum besten Schüler der Klasse entwickelt. Ich wäre der erste in der Klasse geworden; da ich jedoch körperlich zart war, kam an erster Stelle ein robuster Kamerad von mir, obgleich er in den Zeugnissen mir nachstand, was auch vom Klassenlehrer gesagt wurde. Ich kam an zweite Stelle. Im Sommer trat ein Ereignis ein, das größte Aufregung hervorrief und auch mich, trotzdem ich an ihm unbeteiligt war, mit in seinen Bereich zog. Ein Quartaner erschoss den Schreiber eines Anwalts, bei dem er in Pension war. Die alte Geschichte: er hatte eine Waffe, von der er glaubte, sie sei nicht geladen, auf den Schreiber abgedrückt, der Schuß hatte unglückliche, tödliche Folgen. — Die Lehrerschaft, vor allem der Direktor, war in äußerster Erregung, wir Schüler auch, wenn auch aus anderen Beweggründen. Der Tatbestand war klar und stand fest. Aber konnten und mußten sich nicht unter der Schülerzahl noch eine ganze Anzahl anderer Verbrecher und Mörder finden! Diese galt es zu entdecken. Der Schulbetrieb wurde zurückgestellt hinter die Untersuchungen, Nachforschungen und peinlichen Verhöre. In den Klassen herrschte Totenstille. Wenn einer aus der Klasse abgeführt wurde zum Verhör, sahen ihm die anderen nach wie einem bereits Verurteilten. Es hatten wirklich noch einige, aus jugendlicher Spielerei, harmlose Schießwaffen gehabt. Derartige Spielereien sind wie eine Mode, die wie jede Mode ansteckend wirkt. Auch ich war angesteckt worden von dieser Mode, der Verführer war vorwiegend wohl mein Schönheitsgefühl gewesen, denn zu Waffenspielerei und Schießerei hatte ich gar keine Neigung, meine Neigungen bezogen sich nur auf den reinen Naturgenuß, die Freude an der freien Natur, die Beobachtung der Pflanzen und Tiere. In den Schaufenstern einer Eisenhandlung in der Saalgasse hatte das kleine, zierliche, blitzende Ding gelegen, das durch einen beiliegenden Zettel als Salonpistole bezeichnet war. So oft ich dort vorüberging, wurde ich magnetisch angezogen. 30 Kreuzer sollte das Pistölchen kosten, für mich eine unerschwingliche Summe. Aber die gute Tante Ernestine aus Leutenberg hatte mir bei ihrem letzten Hiersein gerade diese Summe zum Geschenk gemacht. Ich konnte der Versuchung nicht länger widerstehen, das kleine Wunderwerk war mein! Es war eine Pistole von der Größe wie die kleinen Knallpistolen, mit denen man Zündplättchen (*amorces*) knallt. Nur hatte sie einen Holzgriff und der Lauf war nicht gegossen, sondern geschmiedet und blank poliert. An Stelle der *amorces* konnten wirkliche Zündhütchen aufgesteckt werden. Aber die Laufhöhle war etwas über stricknadelstark und konnte zur Not mit etwas Pulver gefüllt werden. Mit einer Kugel oder auch nur mit Schrot konnte man aus der Pistole nicht schießen.

Ich versteckte meinen schönen Schatz sorgfältig im Hintergebäude des Pfarrhauses und holte ihn nur in verschwiegene Stunden hervor, um mich stolz an ihm zu erfreuen. — Eines schönen Tages konnte ich aber der Versuchung doch nicht widerstehen, mein Besitztum zu probieren. Ich hatte mir etwas Pulver und einige Zündhütchen verschafft und eine Stricknadel an einem Ende stumpf abgefeilt, um sie als Ladestock zu benutzen. Ich wanderte mit meinen Heimlichkeiten über die Saalbrücke mit der Absicht, auf den einsamen Gleitsberg zu ge-

hen. Auf der Saalbrücke schloß sich mir ein Schulkamerad aus der Klasse an. Er war kein Freund von mir, ich hatte nicht mit ihm verkehrt, da er mir in seinem Wesen nicht angenehm war. Er war diesmal wie eine Klette und nicht wieder loszubringen. Wohl oder übel mußte ich mir seine Begleitung gefallen lassen. Als wir aber auf der einsamen Höhe, die einen steinernen Opferaltar trägt, angekommen waren, hatte ich ihn doch, trotz meiner Bedenken, in mein Geheimnis eingeweiht. Nun wurde wirklich mit Pulver geladen, Zündhütchen aufgesetzt und zweimal, einmal von mir, einmal von ihm, mit zugekniffenen Augen losgeknallt. Dann gingen wir heim, und ich versteckte wieder mein Geheimnis in sein Versteck im Hintergebäude. Als der Unglücksfall durch den Quartaner vorgekommen war, frug uns der Pfarrer, ob wir vielleicht etwa gar auch Schußwaffen hätten? Zum Lügen war ich zu stolz, ich bejahte und mußte das gefährliche Instrument holen. Der Pfarrer schmunzelte, als er das zierliche Ding sah. Er nahm es an sich und versiegelte es vor meinen Augen und schloß es in seinen Schreibtisch. Er sagte mir, daß er es später, wenn ich die Schule verlassen würde, meinem Vater übergeben würde. Eine Strafe erhielt ich nicht, sondern nur eine Verwarnung und Ermahnung, derartiges in Zukunft nicht wieder zu tun. — Die fortdauernden Nachforschungen, Untersuchungen, Verhöre in der Schule nahmen schließlich ein Ende. Es war augenscheinlich, es ließ sich an Geständnissen nicht mehr herauspressen, als was herausgepreßt und gefunden worden war. Nur ein letzter Versuch wurde noch gemacht. Jeder Klassenlehrer forderte nach eindringlicher Ansprache auf, es möge sich jeder freiwillig melden, der noch irgend etwas auf dem Gewissen habe. Ich fühlte mein Gewissen rein, denn mein Knallpistölchen hatte ich ja schon vor Wochen abgeliefert, und an den vorjährigen Spaziergang auf dem Gleitsch dachte ich überhaupt nicht mehr. Ich sollte an ihn in schlimmster Weise erinnert werden. Mein damaliger Begleiter hatte in einem Einzelverhör von diesem Spaziergang erzählt. Vielleicht war die Aufforderung zu freiwilliger Meldung nur noch eine Falle gewesen. Die Aussagen meines Kameraden veränderten nun das ganze bisherige Bild wie mit einem Schlag. Von dem erschossenen Schreiber war keine Rede mehr. Auch mein Kamerad vom Gleitsch kam außer Betracht und blieb unbehelligt, aber daß ich, der beste Schüler in der oberen Klasse, ein solcher Verbrecher war, das war etwas so Ungeheuerliches, ein solches Hauptereignis, daß alles andere dagegen zurücktrat. Mein Hinweis, daß ich längst mein Knallpistölchen abgeliefert hätte, und daß der Spaziergang auf den Gleitsch über Jahr und Tag zurückläge, blieb ohne jede Beachtung und Wirkung. In den Augen der Schule war ich auf die Bahn des Lasters und Verbrechens geraten, und nur durch die strengsten Maßnahmen konnte ich zu einem geordneten Lebenswandel zurückgeführt werden. Die volle, eigenartige Pädagogik der Schule wurde in Tätigkeit gegen mich gesetzt. Sämtliche Klassen wurden im großen Saale der Schule versammelt. Ich wurde vorgeführt, und in längerer Rede kennzeichnete mich der Direktor vor allen Schülern. Der Strafreden des Direktors folgte dann eine entsprechende Rede des Klassenlehrers in der Klasse. In beiden Reden wurde meine verstorbene Mutter mit einbezogen, es wurde gesagt, meine tote Mutter würde sich im Grabe schämen über ihren verdorbenen Sohn. Dies weckte aber doch meine innere Empörung. Ich sagte mir: wenn meine arme Mutter wüßte, wie Ihr Menschenquäler so unrecht mit mir umgeht, sie würde mir beistehen gegen Euch und mir helfen. Nicht genug mit den Strafreden. Trotzdem mein sogenanntes Vergehen nicht in der geringsten Beziehung stand zu meinen Leistungen und meinem Fleiß in der Schule, die fortdauernd gut waren, wurde ich um fünf Schüler herabgesetzt, erhielt also den siebenten Platz, und von da ab wurde ich, wahrscheinlich auf gemeinsamen Beschluß, in allen Fächern von allen Lehrern wie der Fachausdruck lautet: „scharf angefaßt“.

Den fortdauernden zerstörenden Einflüssen der Schule sowie überhaupt des Saalfelder Aufenthaltes waren schließlich meine Nerven- und Körperkräfte nicht mehr gewachsen, sie brachen zusammen. Ich wurde schwer krank. Meine Krankheit äußerte sich in Nervenanfällen, denen tiefe Ohnmachten folgten, in denen ich wie tot dalag. Meine Eltern wurden vom Pfarrer von meiner Krankheit benachrichtigt. Meine Mutter kam sofort nach Saalfeld gefahren. Kluge Frau, die sie war, ging sie zuerst zum Arzt. Der verständige Mann klärte sie über die Ursachen und das Wesen meiner Krankheit auf; er erklärte, daß es für mich eine unbedingte Notwendigkeit sei, daß ich sofort und dauernd aus den Saalfelder Verhältnissen und Einwirkungen herauskäme. Er stellte auch ein Zeugnis aus darüber, daß es notwendig sei, daß ich längere Zeit im Elternhaus zu meiner Erholung zubringe. Da kam die Mutter zu mir. Der

Pfarrer übernahm es, der Schuldirektion das ärztliche Zeugnis zu übersenden und ihr mitzuteilen, daß ich auf entsprechende Anordnungen des Arztes mit meiner Mutter nach Lehesten reiste. Reisefähig war ich, meine Mutter nahm mich nachmittags, als sie zurückreiste, in ihrem Wagen mit. Als wir Spätnachmittags schon in etwas Dämmerlicht das stille, grüne Waldtal der Sormitz hinauffuhren, lag ich in meiner gepolsterten Wagenecke todmatt, daß ich kaum sprechen konnte, aber ich war glücklich, selig, mit jedem Schritt der Pferde kam ich der Heimat näher, ich kam wieder heim, heim, und ich wußte, ich würde nicht wieder nach Saalfeld zurückkehren. Mein Vater schrieb am nächsten Tag an die Direktion der Schule in Saalfeld, er berief sich auf das Saalfelder ärztliche Zeugnis und den dazugehörigen Brief des Pfarrers an die Direktion. Er teilte weiter mit, daß unser Lehestener Arzt das gleiche festgestellt und angeordnet habe wie der Saalfelder Arzt, und daß ich zu meiner Genesung zunächst im Elternhaus bleiben müßte. — Da in Saalfeld die oberste Klasse fehlte, ich also später doch eine andere Schule mit einer obersten Klasse besuchen mußte, hielt es der Vater für richtig, daß ich bereits jetzt mit der Schule wechseln und daß ich nach meiner Genesung die zweite Schule des Landes, das Realgymnasium in Meiningen, besuchen sollte, welches die oberste Klasse besaß. Er teilte diesen Entschluß gleichfalls in dem erwähnten Schreiben der Saalfelder Direktion mit, meldete mich förmlich ab und ersuchte um Zusendung eines Abgangszeugnisses für mich. Das Abgangszeugnis traf auch einige Tage später ein. Die Schule konnte es sich aber nicht versagen, mir noch nachträglich einen Fußtritt zu versetzen. Im nächsten gedruckten Osterprogramm, das hinter den Namen der abgehenden Schüler die Angaben enthielt, welchem Beruf oder welcher anderen Schule sie sich zugewandt hatten, stand hinter meinem Namen: Ist ohne Abschied weggeblieben. — Mein Vater war entrüstet über die bewußte Unwahrheit. Er unterließ aber nach einiger Überlegung eine Beschwerde an die Behörde. Die Schule hätte sich wahrscheinlich durch den formellen Vorwand gedeckt, daß nach den Schulvorschriften jeder abgehende Schüler sich von den einzelnen Lehrern persönlich verabschieden müßte. Das hatte ich allerdings nicht getan, aber die Schule war ja eingehend und rechtzeitig davon unterrichtet worden, daß eine solche Verabschiedung für mich bei meinem Gesundheitszustand unmöglich war. —

Im Elternhaus in Lehesten erholte ich mich wieder, anfänglich langsam, dann rascher. Meine Körperkräfte habe ich wiedergewonnen, aber in meinen Nerven blieb eine Schwäche für mein ganzes Leben zurück. Die Nervenfälle haben sich allerdings nicht wiederholt, aber die unangenehmen Vor- und Anzeichen, die ihnen vorausgingen, traten auch im späteren Leben bei besonderen Anlässen wieder auf und haben mir in meinem Leben vieles beeinträchtigt und verdorben. Zu meiner Erholung in Lehesten trug noch besonders bei, daß ich mich, so oft es nur die Witterung zuließ, tagelang im nahen Luisengrün bei den Großeltern aufhielt. Ich pflegte dann immer den Großvater Förster auf seinen Dienstgängen im weiten, grünen Waldrevier des Kulm zu begleiten. Ich erinnere mich noch, wie wir einst nach der Rückkehr von solchen Wanderungen, die schon mit Tagesgrauen begonnen hatten, im traulichen, hohen Zimmer des kleinen Forsthauses zu zweit fast einen ganzen geräucherten Kalbschinken aufaßen. Gegen Ostern war ich soweit hergestellt, daß ich wieder eine Schule besuchen konnte. Der Vater reiste mit mir nach Meiningen. Die Fahrt ging erst im Wagen stundenlang durch die langgestreckten Gebirgstäler des Frankenwaldes nach Sonneberg auf der anderen Seite des Gebirges, von da ab mit der Zweigbahn nach Coburg und von hier aus ebenfalls mit der Bahn weiter, schließlich durch das lange, grüne Werratal nach Meiningen. Die Gegend war anders als die weiträumige Gegend bei Saalfeld, aber sie gefiel mir, und bald sollte ich erfahren, wie wunderschön sie war.

In Meiningen mußte ich ein Aufnahmeexamen machen, weil ich so lange in der Schule gefehlt hatte. Ich bestand dieses Examen so gut, daß ich trotz des langen Fernbleibens von der Schule der nächsthöheren Klasse, also Unterprima, zugewiesen wurde. — In Kost und Wohnung sollte ich zu einem Metzger kommen, aber da trat ein unvermutetes Hindernis ein: der Metzger hatte auch zugleich eine kleine Bierwirtschaft, und die Schulvorschriften erlaubten nicht, daß ein Schüler in solchen Betrieben wohnte. Der Direktor, ein freundlicher, guter, alter Herr, bedauerte sehr, daß er für die Schulvorschriften keine Ausnahmen machen dürfe; es fand sich glücklicherweise ein sehr guter Ausweg aus der Schwierigkeit. In Meiningen wohnte ein guter Freund meines Vaters von der Malschule in Bamberg her, Beuthe. Er war

wirklich Maler geworden, er hatte eine wohlhabende Engländerin geheiratet und sich in Meiningen niedergelassen. Seine einzige Tochter war verheiratet an den Hofgärtner Grau, den Vorstand der gesamten Hofgärtnerei. Beuthe vermittelte nun, daß ich als Pensionär zu Graus kam. Da hatte ich es gut getroffen. Die Hofgärtnerei lag dicht an der Stadt in stiller, schöner Lage am Fuße des Drachenberges. Ich bekam ein schönes Giebelzimmer für mich mit herrlicher Aussicht in das schöne südliche Werratal mit den umgebenden Bergzügen. Bei Graus wurde ich bald heimisch. Das Heimweh plagte mich zwar auch anfänglich, beruhigte sich aber. Ich sagte zu Graus Onkel und Tante und du. Die Ehe war jung, es waren zwei kleine Kinder da. Tante Grau behandelte und betrachtete mich als ihren ältesten Sohn, und auch Onkel Grau war stets gut und freundlich mit mir. Das schöne gegenseitige Verhältnis ist auch durch alle Zeiten so geblieben. Auch die Schule gefiel mir. Das Gebäude war zwar kein stattlicher Bau, ein Aufbau über darunter liegenden Verkaufsläden, aber die Räume waren hell und freundlich. Der Schulbetrieb war anders als in Saalfeld. Das ganze System des Beaufsichtigens, Nachforschens und Strafens bestand in Meiningen nicht. Die Lehrer sahen in uns heranwachsende junge Menschen mit Gefühlen und Empfindungen und behandelten uns dementsprechend. Der ganze Verkehr zwischen Lehrern und Schülern war auf freundliche Tonart gestimmt. Die Lehrer genossen das Zutrauen der Schüler und die Achtung derselben. Nur ein Lehrer erinnerte etwas an Saalfeld, das war der Mathematikprofessor; es war ein alter Junggeselle, der die Anschauung hatte, daß er fachgemäß und gerecht handelte, wenn er nach dem Buchstaben ginge. Er wurde in späteren Jahren Direktor des humanistischen Gymnasiums. Seine erste Tat als Direktor war, daß er bei Semesterschluß sämtliche Klassen von Sexta bis Prima sitzen bleiben ließ, weil sie seinen Anforderungen nicht genügten. Gerne denke ich an meinen ersten Klassenlehrer zurück, Professor Emmrich, der außer dem Schulunterricht uns auch noch Einblicke in Lebensweisheit und Lebenserfahrungen gab, die uns wichtiger und wahrscheinlich auch wertvoller waren als das trockene Pensum. Er war ein lebenskluger Mann. Wie klug war es von ihm, was übrigens auch dem Wesen der ganzen Schule entsprach, daß er uns einst sagte: Sie werden mitunter auch einmal Lust nach einem Glas Bier und einer Zigarre haben. Sie können ruhig Ihr Glas Bier trinken oder auch 2, wir Lehrer und die Schule haben nichts dagegen, wenn Sie das in einem guten Wirtshaus und anständiger Gesellschaft tun. Nur von Kneipereien halten Sie sich fern und ebenso von den studentischen Gebräuchen und Verbindungswesen; damit warten Sie, bis Sie auf die Hochschule kommen. Infolge dieser vernünftigen Anschauungen bestand in der Schule gar keine Neigung zu Verbindungswesen und den damit zusammenhängenden Auswüchsen. Auch kamen in der ganzen Schule während meines Dortseins keine gröberen Vergehen vor und dementsprechend auch keine Strafen.

In Unterprima fand ich als einzig Neuhinzukommender natürlich nur unbekannte Gesichter vor. Wir wurden aber bald bekannt, und ich fand bald gute, treue Freunde, sowohl unter den Kameraden in meiner Klasse, als auch unter den gleichalterigen Schülern des humanistischen Gymnasiums. Das, was mich mit meinen näheren Freunden zusammenführte und dauernd mit ihnen verband, war die gemeinsame Freude an der Natur. Wir sahen damals in der Landschaft noch nicht einen Kriegsübungsplatz oder einen Sportplatz, sondern wir bewunderten die wechselnde Schönheit und die Gestaltung der Gegend, wir durchwanderten die Wälder und Täler, bestiegen die Berge, und unsere Freud und unser Genuß bestand darin, die Tiere und die Pflanzen zu beobachten und kennen zu lernen. Zeit zu dieser Naturfreude hatten wir, denn die Hausarbeiten waren auf ein vernünftiges Maß beschränkt. Das Jahr darauf kam mein guter Freund, Robert Wunderlich aus Lehesten, der Sohn aus dem Gasthof uns schräg gegenüber, zu meiner großen Freude ebenfalls zum Schulbesuch nach Meiningen. Er besuchte, da er später Pfarrer werden wollte, das humanistische Gymnasium. Wir beiden waren wieder die alten, guten Freunde von Lehesten her und verkehrten so oft wir konnten miteinander. Wie oft haben wir damals auf unseren üblichen Abenderholungsspaziergängen auf der Straße nach dem nahen Dörfchen Helba die höchsten und tiefsten Fragen der Menschheit spielend gelöst!

Die Ferien brachte ich wieder jedesmal in Lehesten zu. Es lag viel weiter weg von Meiningen als Saalfeld gelegen hatte, und wir hatten außer der Bahnfahrt noch eine weite Wanderung zu machen. Ich erinnere mich einer Heimreise zu den Weihnachtsferien. Nach der

langen Bahnfahrt kamen wir am späten Nachmittag in Sonneberg an, als schon die Dämmerung begann. Es lag hoher Schnee. Von Sonneberg aus, das am westlichen Fuß des Thüringer Waldes liegt, mußten wir über den verschneiten Bergrücken und die Wälder wandern, um in das Rodachtal und weiter zum Frankenwald zu gelangen. Der Weg war beschwerlich durch den Schnee, die Steilheit des Auf- und Abstieges und die zunehmende Dunkelheit. Oben auf einer der Höhen hatte uns ein Bauer überholt und sich uns angeschlossen. Wir waren zu siebent, außer Wunderlich waren noch mein Freund Fritz Bischoff, der schon mit mir in Saalfeld zusammengewesen war, mit nach Meiningen auf die Schule gekommen, sowie die 2 Pfarrersbuben Georg und Oskar Bulle, Hermann Dürr und Schulkamerad Gustav Haase, der jüngste von uns. Der Bauer frug uns, wer wir wären, und wohin wir wollten. Wir gaben ihm Auskunft und sagten ihm, daß wir heute Abend nur nach Förtschendorf wollten, der Hälfte unseres Gesamtweges, und dort im Wirtshaus übernachten wollten. Da meinte der Bauer: „Ihr könntet auch bei mir übernachten, da seid Ihr gut warm aufgehoben und es braucht jeder nur 2 Kreuzer zu bezahlen“. Wir beschlossen, seinem Rat zu folgen. Aber als wir endlich in der Dunkelheit und ganz müde durch die Schneewanderung angekommen waren, waren wir enttäuscht. Sein Haus war nur ein kleines Schrothhäuschen, d. h. ein kleines, einstöckiges Häuschen aus gesägten Balken zusammengefügt. An das Häuschen schloß sich ein kleiner Stall an. Das Häuschen enthielt nur eine kleine, niedrige Stube und eine Kammer, die durch eine Zwischenwand getrennt war, in der der Kachelofen stand. In der Stube war es warm, aber es war dicke Luft darin, die noch weiter verdorben wurde durch eine kleine, trübe, qualmende Rüböllampe, die an der niedrigen Decke hing. Der Bauer schlief mit seiner Frau in der Kammer. Wir sieben mußten unsere Schlafplätze auf der Ofenbank, der Bank an den zwei kleinen Fenstern und auf dem Fußboden aussuchen. Trotz der Ungewohnheit des Schlafens in Kleidern und der schneenassen Stiefeln und trotz des harten Lagers waren wir bei unserer Müdigkeit bald eingeschlafen. Aber nicht für lange Zeit. Wir wurden bald wieder wach durch das Ungeziefer, welches uns überfiel, namentlich waren uns die großen, schwarzen Käfer, die Schwaben, die an uns herumkrochen, widerlich. Wir blieben die ganze Nacht wach und unterhielten uns, um die Zeit zu vertreiben. Zu essen und zu trinken hatten wir seit Sonneberg nichts mehr gehabt. Als der Morgen leise zu grauen begann, beschlossen wir weiterzuwandern. Unsere zwei Kreuzer hatten wir schon am Abend entrichtet. Es hatte die ganze Nacht hindurch ununterbrochen geschneit. Wir hatten noch eine weite Wanderung vor uns, deren beschwerlicher Anfang durch ein ganz einsames Waldtal führte, in welchem nur 2 Mühlen lagen. Es war noch dämmerig, als wir in dieses Mühlthal einbogen. Der Schnee lag so hoch, daß wir bis an den Leib darin versanken. Es mußten immer die kräftigsten abwechselnd vorausgehen und die andern traten in ihre Fußtapfen. Dabei steigerte sich das anfänglich ruhige Schneien allmählich zum Schneetreiben und schließlich zum Schneesturm. Wir brauchten ein paar Stunden, um an den Höhengschluß dieses einsamen Tales zu kommen. Von da führte der Weg durch Wald auf die letzte große Höhe, die wir zu übersteigen hatten, um in den oberen Teil des Loquitztales zu kommen. Von Weg konnte allerdings keine Rede sein, da der hohe Schnee alles gleichmäßig überdeckte. Der Schneesturm wurde immer heftiger und wir immer müder. Als wir im hohen Wald etwas Schutz vor dem Sturm hatten, wollten einige von uns erst ausruhen, ehe wir weitergingen. Glücklicherweise wurde diesem Verlangen nicht nachgegeben, wir wären sonst alle umgekommen. Wir arbeiteten uns durch den Schnee und Sturm hindurch hinauf zur Höhe und von hier hinab zum oberen Loquitztal. Von hier aus hatten wir wieder Straße, wenn auch tiefbeschnittene Straße, und beschwerlichen Weg, aber wir hatten doch wieder sichere Richtung, es war auch Tag geworden, und wir kamen endlich, wenn auch todmüde, doch gegen Mittag in Lehesten an. Ich wurde noch daheim ausgescholten, daß wir bei solchem Wetter und unter solchen Umständen den weiten und gefährlichen Weg gemacht hätten. Ja, hätte mir der Vater den Schlitten nach Sonneberg geschickt, oder Geld zur Postfahrt, so hätte ich die gefährliche Fußwanderung nicht zu machen brauchen. Die Rückreise nach jenen Ferien machte ich in der Post. Im Winter war der Postwagen ein Schlitten, d. h. der Kutschkasten der Post wurde auf Schlittenkufen gestellt. Der Postschlitten fuhr schon morgens 4 Uhr, also noch in der Dunkelheit, ab. Ich war nicht allein in dem eisigkalten Postwagen, mein Freund Fritz Bischoff und seine älteste Schwester fuhren noch mit. Der Schnee gab leises Dämmerlicht. Wir waren kurz über Lehesten hinaus, als unser Postkasten mit uns eine hohe Schneeböschung hinabfiel, an die er geraten war. Wir kollerten durcheinander und

mußten durch das obere, freie Wagenfenster hinausklettern, dann halfen wir dem Postillon den Kasten wieder aufrichten und fuhren weiter. Wir fielen auf der stundenlangen Fahrt noch verschiedene Male in gleicher Weise um, glücklicherweise stets ohne weitere unangenehme Folgen, bis wir endlich am Vormittag Sonneberg und damit die Eisenbahn erreichten. In Meiningen hatte ich nach jeder Rückkehr von den Ferien stets immer wieder etwas Heimweh, doch nie in dem Maße und nicht andauernd wie in Saalfeld. Ich fühlte mich wohl und heimisch in Meiningen, bei Graus war ich gut aufgehoben, und in der Schule ging es gut und es gefiel mir. Das Lernen und Arbeiten fiel mir leicht, und ich brachte stets gute Zeugnisse heim. Das Aufrücken in die höhere Klasse ging ohne Stockung und ohne Schwierigkeiten.

Während ich in der Oberprima saß, das war 1872, zogen die Eltern von Lehesten nach Wiesbaden. Mein Vater war schon in seiner Jugend gichtleidend gewesen, er hatte das von seiner Mutter geerbt. In den Mannesjahren hatte sich das Leiden immer weiter verschlimmert, so daß er häufig wochenlang, schließlich sogar monatelang zu Bett liegen mußte und immer längere Zeit zu seiner Genesung brauchte. Er fürchtete, daß schließlich sein Leiden ihm die Fortführung seiner sehr umfangreich gewordenen Geschäfte unmöglich machen würde. Als sich ihm Gelegenheit bot, seinen Betrieb zu verkaufen, nahm er das damit verbundene günstige Angebot an und verkaufte seine sämtlichen Werke, auch sein Haus und Geschäft in Lehesten. Er wollte in Zukunft in einer milderen Gegend wohnen. Nach anfänglichem Schwanken zwischen Saalfeld, Coburg und Gotha als zukünftigem Wohnsitz entschloß er sich nach einem Kuraufenthalt in Wiesbaden, Wiesbaden als Wohnsitz zu nehmen.

Er war die Jahre vorher wiederholt in Wiesbaden gewesen, und der Aufenthalt dort und die Kur hatten außerordentlich günstig auf die Heilung seines Leidens eingewirkt. Er kaufte sich in Wiesbaden ein hübsches Landhaus mit schönem Garten, Geisbergstraße 32, und siedelte mit der ganzen Familie dorthin über. Der Abschied von Lehesten war ihm aber auch doch schwer geworden, als er endgültig kam, und auch er hat an seiner Heimat sein ganzes weiteres Leben lang gehängt. Ich war in Meiningen geblieben. Von der Oberprima rückte ich ohne Schwierigkeiten und Zwischenfälle weiter nach den damals darüber liegenden Klassen Unter- und Oberselekta vor. Mit dem Abiturientenexamen, das nach Besuch der Oberselekta stattfand, schloß die Schule ab. Als ich in Oberselekta saß, trat vor Weihnachten ein Ereignis für mich ein, das meine bis dahin gefaßten Pläne für mein zukünftiges Leben umwerfen wollte. Schon in meiner Schulzeit in Lehesten hatte ich mich für einen Lebensberuf entschieden, wollte Maler werden. Aber davon wollte der Vater nichts wissen. Schade, ich hätte wahrscheinlich die Vorbedingungen dafür in mir gehabt, aber der Wille des Vaters war bestimmend. Ich hatte Neigung und Fähigkeit zu allem, was phantasievolles Gestalten hieß, bildlich und räumlich. Jede Tätigkeit, die das in sich schloß, war mir interessant, und deshalb interessierte mich schon als Kind alles, was mit Bauen und Bauwesen zusammenhing. Da ich nicht Maler werden konnte, wollte ich Baumeister werden. Das stand für mich besonders fest, als ich merkte, daß die Tätigkeit des Baumeisters auch die bildliche Gestaltung in sich schloß. Mein Vater war mit dieser Berufswahl einverstanden. Schon in meiner Schulzeit in Saalfeld und in Meiningen las ich alle Bücher über Bauwesen, die ich erhalten konnte, mit Eifer durch und suchte mich auch durch Eifer im Zeichenunterricht für mein zukünftiges Lebensfach vorzubereiten. Da kam in der Zeit vor Weihnachten, als ich in Oberselekta saß, ein Brief meines Vaters aus Wiesbaden, der alle meine vorgefaßten Pläne umwarf. Mein Vater schrieb mir, er habe mit einem Bekannten, der auch Söhne in meinem Alter habe, gesprochen, und dieser habe ihm geraten, mich doch lieber Kaufmann werden zu lassen. Der Rat des Bekannten war nicht ganz selbstlos. Er scheute die Kosten für das Studium seiner Söhne und gönnte nun auch andern das Studium nicht, aber mein Vater war von dem Rat eingenommen.

Für mich war der Brief, der mir meine ausgedachte Zukunft zertrümmerte, ein harter Schlag, und es fiel mir sehr schwer, dem Vater zu schreiben, daß ich seiner anderen Anschauung Folge leisten wolle. Ich bat aber, er solle mich doch, anstatt daß ich gleich am 1. Januar in einen neuen Beruf eintrete, wie er es wünschte, erst zu Ostern mein Abiturientenexamen machen lassen. Der Vater schrieb mir darauf, daß er mit dem Abiturientenexamen einverstanden sei, und weiter, daß er mir in Höchst in einer großen Leimfabrik eine Stellung als Lehrling ausgemacht habe und daß ich mich in den Weihnachtsferien dort vorstellen solle, um nach dem Abiturientenexamen endgültig dort als Lehrling einzutreten. Ich reiste schweren Herzens

zu den Weihnachtsferien nach Wiesbaden und mit womöglich noch schwererem Herzen mit dem Vater nach Höchst. Ich hatte mich nun einmal seit Jahren mit meinem ganzen Denken und mit allen Erwartungen auf den Beruf als Baumeister eingerichtet. Gegen den Kaufmannsberuf hatte ich keine Abneigung, ich hatte aber auch keine Neigung für ihn. Ich war bedrückt, als ich nach den Ferien wieder in Meiningen war. Da kam ein Brief meines Vaters, worin er mitteilte, die Höchster Fabrik habe ohne Angabe eines Grundes abgeschrieben. Er halte das für einen Wink des Schicksals, mich doch lieber nicht in meiner Berufswahl zu stören, ich solle nur Ostern das vorgefaßte Abiturientenexamen machen und solle, wie ich mir vorgenommen hatte, Baumeister werden. Ich war ein glücklicher Mensch! Anstatt mit Bedrücktheit, wie vorher, arbeitete ich nun mit freudigem Eifer und doppeltem Fleiß an den Vorbereitungen für mein Abiturientenexamen, das ich auch zu Ostern gut bestand.

Als ich heimschrieb, daß ich das Examen bestanden habe, antworteten die Eltern erst gar nicht, und als ich es nochmals schrieb, schrieben sie mir zurück, es wäre recht von mir, daß ich das Examen bestanden hätte. Sie haben erst in späteren Jahren, als meine jüngeren Brüder, die im Elternhaus blieben, ihr Abiturientenexamen machten, erlebt, von welcher einschneidenden Wichtigkeit und Bedeutung ein Abiturientenexamen für einen heranwachsenden jungen Mann ist. Ich hatte die Absicht, Baubeamter im Staatsdienst zu werden. Hierfür war ein bestimmtes Studium von 3 Jahren Dauer auf einer technischen Hochschule vorgeschrieben, dem eine einjährige Tätigkeit im Bureau und Bauplatz in einer staatlichen Bauverwaltung oder einem größeren Privat-Architektur-Bureau vorangehen mußte.

Diese letztere Bestimmung nahm leider gar keine Rücksicht auf die bestehenden Schulverhältnisse, denn die Schulen schlossen zu Ostern, die Hochschulen begannen jedoch im Herbst. Aus der vorgeschriebenen einjährigen Vorbereitungszeit mußten demnach damals jedesmal 1 1/2 Jahre werden.

Auf Veranlassung meines Vaters hatte mir Onkel Grau eine Stelle im Hofbaubureau in Meiningen ausgemacht. Ich trat dort als Baueleve ein und war auf das eifrigste bemüht, mich in mein gewähltes Fach einzuarbeiten. Hofbaumeister Doebner war ein freundlicher, guter Herr, der augenscheinlich Freude an meinem Eifer und meinem, wenn auch noch unbeholfenen Können hatte, und der mich in den verschiedenen Zweigen meines Berufes unterwies und einführte. Es lagen auch damals eine ganze Anzahl interessanter Arbeiten vor.

Zu gleicher Zeit mit mir hatte ein Klassenkamerad, Enzian, das gleiche Fach ergriffen. Er war im Ministerialbaubureau unter Oberbaurat Hoppe. Wir waren natürlich in unserer freien Zeit viel zusammen. Er erzählte mir unter Beispielen, daß Hoppe ein heftiger, rücksichtsloser Mann sei. Hoppe war geborener Pommer und seinerzeit aus dem preußischen Dienst in den Meininger Dienst übergetreten. Ich war froh, daß ich es darin bei Doebner doch anders und besser getroffen hatte. Enzian ging nach der Bauelevenzeit nicht zum Studium des Bau-faches über, da ihm Hoppe gesagt hatte, daß er keine Befähigung dazu habe. Er ging zum Rechnungsfach über. Ich habe ihn in späteren Jahren wieder getroffen, und er bedauerte sehr, daß er sich habe bestimmen lassen, sein gewähltes Fach aufzugeben, für welches er nach seinen weiteren Erfahrungen gut befähigt gewesen wäre. Ein Erlebnis hatte ich in der Bauelevenzeit, das nicht mit meinem Fach, sondern mit dem Hungern zusammenhing. Als Baueleve bezog ich kein Gehalt. Das Geld, welches ich von Wiesbaden erhielt, war sehr knapp bemessen, selbst für Meininger Verhältnisse und bei meinen bescheidenen Ansprüchen. Trotzdem hatte ich einem Bekannten ausgeholfen. Der konnte mir aber das Geld am versprochenen Zeitpunkt nicht zurückgeben, so daß ich mit einem ganz kleinen Rest bis zur nächsten Geldsendung auskommen mußte. Ich konnte mir nicht anders helfen als dadurch, daß ich an mir selbst sparte. Frühstück und Abendessen ließ ich ausfallen und ging in der strengsten Winterkälte frierend in das Bureau mit knurrendem Magen bis zum Mittagessen.

Zum Mittagessen drückte ich mich in eine Arbeiterkantine, wo man für ganz geringes Geld einen Teller Suppe mit einem Stück Fleisch darin und einem Stück Brot bekam. Dann mußte wieder gewartet werden bis zum nächsten Mittagessen. Es waren harte Wochen, die ich durchmachte, aber ich hielt sie aus und brachte damit meine Geldangelegenheiten wieder in Ordnung. Das geliehene Geld habe ich heute noch zu bekommen. Als ich dreiviertel Jahre im Hofbaubureau war, schrieb mir mein Vater, daß er mir eine Stelle in Wiesbaden ausge-

macht habe, und zwar bei dem damals dort bedeutendsten Architekten Mecklenburg. Ich kam also für die 2. Hälfte meiner Vorbereitungszeit als Baueleve nach Wiesbaden. Ich kam dort in ein großes Architekturbüro mit vielen Angestellten. Mecklenburg interessierte sich für mich wegen meines Eifers und Fleißes, ich schritt voran und hatte die Freude, Einzelheiten von Bauten, die ich selbständig bearbeitet hatte, ausgeführt zu sehen.

Nach Beendigung meiner Vorbereitungszeit kam die Studienzeit auf der Hochschule. Ich wollte die Hochschule in Berlin besuchen, an der hervorragende bekannte Fachprofessoren wirkten. Mein Vater hatte jedoch eine Abneigung gegen Berlin. Er hatte von der Neugründung der technischen Hochschule in Aachen gehört und hatte bei einem Wiesbadener Geschäftsinhaber, dessen Sohn die Aachener Hochschule als Architekturstudent besuchte, nähere Erkundigungen darüber eingezogen. Ich sollte also in Aachen studieren. Ich war damit einverstanden, ich kannte ja weder Berlin noch Aachen und hatte nur den einen Gedanken, für mein Fach zu lernen. Im Herbst reiste ich mit einigen Wiesbadener Bekannten, die auch in Aachen studierten, nach Aachen. In Aachen fand ich für mich viel Neues und teilweise Fremdartiges. Schon die Sprache war mir fremd. Das Aachener Volksdeutsch steht dem Holländischen näher als dem Niederdeutschen. Im Anfang war mir diese Sprache ganz unverständlich, ich glaubte im Ausland zu sein. Später, in ziemlich kurzer Zeit, war ich sie gewöhnt, aber selbst gesprochen habe ich sie, obgleich ich das gekonnt hätte, nicht. Die Stadt Aachen bot in ihrer äußeren Erscheinung außer Dom, Rathaus und einigen anderen Großbauten wenig Interessantes, im großen ganzen war sie langweilig modern. Doch lag sie in schöner landschaftlicher Umgebung am Fuße einiger Ausläufer des Aachener Waldes, der seinerseits wieder Ausläufer der Ardennen ist. Die Gegend war mir interessant wegen ihrer ganz anders gearteten Form und ihres anderen Wesens als all die Gegenden, die ich bis dahin kennen gelernt hatte. Die Stadt Aachen war keine geeignete Stätte für Studenten. Aachen war der Zahl der Einwohner nach Großstadt mit etwa 120 000 Einwohnern. Die Stadt war Fabrikstadt und die Einwohner überwiegend Fabrikarbeiterschaft. Der bürgerliche Mittelstand war nur in ganz geringer Zahl vorhanden. Das Leben war leichtfertig, und dies wurde wohl noch verstärkt durch die Kurfremden, die aus allen Teilen der Welt hierherkamen. Auf uns Studenten hatten diese letzteren Verhältnisse glücklicherweise keine Einwirkung, denn zwischen der Einwohnerschaft und der Studentenschaft bestanden gar keine Beziehungen. Die eingefleischt einheitlich katholische Bevölkerung stand allem, was mit der „Liberalen Hochschule“ zusammenhing, vorurteilsvoll ablehnend gegenüber

Für uns Studenten war es sehr schwer, bei den bestehenden besonderen Verhältnissen passende, billige Wohnungen zu finden. Ebenso schwierig stand es mit der Verköstigung. Die wenigen feinen Weinrestaurants kamen für Studenten nicht in Betracht. An mittleren Bierrestaurationen bestanden nur einige wenige mit sehr eintöniger Kost. Ich habe nach meiner Aachener Zeit, in der es als einziges Fleisch jahraus jahrein mittags und abends nur Roastbeef gab, das als einzige Abwechslung immer nur wieder von einem andern Rindvieh kam, kein Roastbeef mehr essen mögen.

Aachen war eine neugegründete Hochschule. Um Besucher anzulocken, hatte die Behörde die Aufnahmebedingungen sehr erleichtert, und infolgedessen strömte in Aachen eine Studentenschaft zusammen, in der sich viele Elemente befanden, die für den Besuch einer Hochschule in vielerlei Beziehung nicht geeignet waren. Es kamen besonders viele Ausländer hierher, der deutsche dumme Michel wird ja nie klug, oder ist es die professorale Eitelkeit, die an der Ausländerei unserer deutschen Hochschulen die Schuld trägt und verschuldet, daß wir uns unsere Konkurrenten und Gegner nicht nur selbst großziehen, sondern auch noch darauf stolz sind. In meiner Studentenzeit waren die Süddonauländer die aussichtsreichsten Gebiete für die Tätigkeit deutscher Ingenieure. Später, als die Angehörigen jener Gebiete sich auf Kosten der deutschen Steuerzahler die nötige fachmännische Bildung auf deutschen Hochschulen angeeignet hatten, war für deutsche Ingenieure kein Platz mehr dort.

Unter den ausländischen Studenten der Hochschule bildete sich ein Verein der Ausländer, der fast alle ausländischen Studenten in sich schloß. Dieser Verein war ausgesprochen deutschfeindlich!

Mein erster Besuch im Sekretariat der Hochschule brachte mir eine Enttäuschung. Es wurde mir dort mitgeteilt, daß durch ministerielle Verfügung die Vorbereitungszeit vor dem Studium für das Staatsbaufach fortfalle, daß aber dafür von jetzt ab statt des 6-semesterigen Studiums ein 8-semesteriges Studium vorgeschrieben sei. Ich Pechvogel hatte also meine 1 1/2 Jahre Vorbereitungszeit durchgemacht und mußte nun auch noch 4 Jahre anstatt 3 Jahre studieren. Eine zweite Enttäuschung brachte mir der Studienplan. Ich hatte mich darauf gefreut, mein Fach in allen seinen Zweigen nun systematisch und gründlich studieren und erfassen zu können, aber der für das Staatsbaufach vorgeschriebene Studienplan schrieb für die ersten Semester vorwiegend das Studium sogenannter allgemeinwissenschaftlicher Fächer, vor allem der Mechanik, Mathematik und Physik vor. Für mein eigentliches Berufsfach, die Baukunst, blieben nur ganz wenige Fächer und wenig Zeit übrig. Ich mußte mich natürlich in die amtlichen Vorschriften fügen und jene Fächer hören. Ich fand nach wenigen Wochen, daß diese Fächer in keinem erheblich größeren Umfang gegeben wurden, als wie ich sie schon auf dem Realgymnasium in Meiningen kennen gelernt hatte. Es bestand nur der Unterschied, daß sie in Meiningen in verständlicher Form gegeben worden waren, während in Aachen die Professoren jener Fächer durch ihre Gelehrteitelkeit sich veranlaßt sahen, in diesen Fächern nur die „reine“ Wissenschaft zu geben. Das bedeutet, daß diese Wissenschaft keine Beziehung zur Praxis hatte und die Beziehungen zu ihr vermied. Diese Art Gelehrsamkeit bot für alle, die nicht wie ich gute Grundlagen und Kenntnisse von der Schule her von diesen Wissenschaften hatten, und es war die Mehrzahl der Hörer, ganz unnötige, schwer überwindbare Schwierigkeiten für das Verstehen und in sich Aufnehmen des Vorgetragenen und ebenso natürlich auch für die praktische Anwendung derselben. Ich habe damals mit angesehen, wie manche strebsame Studenten an dem Verstehen und Bewältigen verzweifelten, als Studenten verbummelten und im späteren Leben verkamen. Die erwähnten Fächer waren für mein Fach in dem Umfang, in dem sie gegeben wurden, nicht nötig, aber ihre Kenntnis war für das Staatsexamen, in welchem sie eine wichtige Rolle spielten, notwendig. Ich entschloß mich, sie im ersten Semester nicht zu hören, sondern sie besser im letzten Semester zu repetieren, damit ich etwa Eingerostetes wieder auffrischte und Fehlendes vor dem Examen ergänzen konnte. Die Zeit, die ich dadurch gewann, verwendete ich nun auf das Studium meines eigentlichen Faches. Ich war ein eifriger und sehr fleißiger Student. Für studentische Äußerlichkeiten hatte ich keine Neigung. Ich trat auch in keine farbentragende Verbindung ein; der persönliche Zwang, der mir darin auferlegt worden wäre, hätte mir nicht behagt. Ich wurde Mitglied des akademischen Architektenvereins, der neben dem Fach auch harmlose Geselligkeit pflegte. In diesem Verein fand ich gute Freunde, nicht nur für die Studentenzeit, sondern auch für das übrige Leben. Wir führten ein einfaches, aber fleißiges Leben, der kleine Monatswechsel verbot jede Extravaganz, wozu ich übrigens auch gar keine Neigung hatte. Meine Erholung waren kleinere und größere Ausflüge in die schöne Umgebung. Sie führten mich auch über die nahe Grenze nach Holland. In dem fremdartig holländischen Maastricht überkam mich das gleiche Gefühl, wie ich es in der Lehestener Zeit beim Lesen des „Kannitvers-tan“ empfunden hatte. Im Studium war ich sehr eifrig und fleißig. Ich bemerkte mit Freude und Genugtuung, daß ich den Fachprofessoren auffiel und daß sie sich gerne und eingehend mit mir und meinen Arbeiten beschäftigten. Unter den Fachprofessoren schätzte ich am meisten Professor Everbeck, einen echten Künstler. Er gab auch in den höheren Semestern die wichtigsten Architekturfächer. Er sagte mir schon im ersten Semester, was er auch später bei entsprechenden Gelegenheiten wiederholte: „Herr Neumeister, Sie sind hier an der unrichtigen Stelle, Sie gehören auf eine Kunstakademie, Sie haben das Zeug zu einem Maler“. — Wie gerne wäre ich Maler geworden! — In die Ferien brachte ich immer sehr schöne Zeugnisse mit heim, in den Berufsfächern durchweg: 1 mit Auszeichnung. Der Vater freute sich über meine Erfolge, aber er glaubte erzieherische Pflichten erfüllen zu müssen und pflegte zu sagen: „Bilde dir nur nicht ein, daß du nun etwas wärest und könntest, da mußt du erst noch viel arbeiten und lernen“. —

Nun, ich wußte glücklicherweise allmählich, wie es gemeint war. — In die ersten, langen Herbstferien kam ich ziemlich müde von der Semesterarbeit heim. Ich kam zu neuer Arbeit. Der Vater hatte mir eine Ferienstelle in dem Architekturbureau ausgemacht, in welchem ich schon in meiner Vorbereitungszeit tätig gewesen war. Beeinflußt darin war er gewesen durch seinen Bekannten, durch den ich früher beinahe Kaufmann geworden wäre. Ich arbeite-

te ganz gern, es lagen interessante Arbeiten vor, an denen ich lernte. Ich empfand es nur unangenehm, daß ich ohne Bezahlung arbeitete. Ich hätte mir gerne zu meinem so schmalen Studentenwechsel etwas dazu erarbeitet. In allen späteren Ferien habe ich nicht mehr in einer Stellung gearbeitet. Ich war auch in den Ferien fleißig, aber neben meiner Erholung arbeitete ich nur für mich und mein Studium. Mein Studium verlief ohne irgendwelche Störung, nur wurde es gerade in der Mitte ganz unerwartet unterbrochen durch mein Militärljahr. Ich war fest überzeugt, daß ich bei meiner Brille Nr. 6 militärdienstuntauglich wäre. Es kam anders. Ich hatte meinen Koffer für die Abreise am nächsten Tag nach Aachen gepackt und ging des Morgens in die Kaserne zur Gestellung. Des Nachmittags kam ich zum Erstaunen meiner Eltern schon in Uniform heim. Wir waren 24 Einjährige, die sich zur Untersuchung gestellt hatten. 6 davon wurden als tauglich genommen, die übrigen 18 wurden frei vom Militärdienst. Wir 6 waren eine sonderbare Auswahl. Der eine war schmalbrüstig wie ein Mädchen, ein anderer hatte ganz verschnörkelte Beine, einer zwei Leistenbrüche; ich war unter den 6 wenigstens durchaus normal, wenn auch von zartem Körperbau. Ich erinnere mich, wie unter den freigewordenen einer aus dem Untersuchungszimmer herauskam, lachte und sagte, er hätte gar nicht gewußt, daß der eine seiner Füße etwas größer wäre als der andere. Ein anderer war frei geworden, weil er in den Listen mit einem anderen Vornamen eingeschrieben war als mit seinem wirklichen, also gar nicht der betreffende Dienstpflichtige war. Ich habe mir die besondere Auswahl damals nicht erklären können. Ob sie mit Militärbefreiungen zusammenhing, wegen denen ein Jahr darauf in Mainz aufsehenerregende Prozesse geführt wurden, vermag ich nicht zu beurteilen. Das unvermutete Militärljahr kam mir arg in die Quere, weil es mir die Studienzeit zerriß.

Ich hatte auch keine Neigung zum Militär. Die Uniform hatte keinen Reiz für mich. Die Roheiten, die ich mitunter mit anhören und mit ansehen mußte, empörten mich im Inneren, persönlich hatte ich glücklicherweise nie darunter zu leiden. Das Wesen der Offiziere war mir auch nicht angenehm, und alles, was mit dem Wort Kommiß bezeichnet wird, mit Ausschluß des Brotes, war mir zuwider. Gefallen fand ich dagegen am Felddienst und dem Schießen. Ich war ein guter Soldat. Die Anstrengungen des Dienstes boten mir bei meinem gelenkigen Körper keine Schwierigkeiten. Ich wurde sogar Vorturner der ersten Turnklasse und schoß mich als guter Schütze in die erste Schießklasse. Trotz meiner zarten Knochen habe ich alle Anstrengungen und Strapazen gut vertragen und bin nie schwach geworden. Ohne daß ich es erwartet hatte oder darauf gehofft hatte, wurde ich nach dem ersten halben Jahr zum Gefreiten befördert. Das war ein Ereignis, wie es seit langer Zeit im Bataillon nicht vorgekommen war; ich wurde von den Mannschaften angestaunt, die noch keinen Einjährigen mit Gefreitenknöpfen gesehen hatten.

Mit Abschluß meines Jahres wurde ich als Unteroffizier entlassen. In den darauffolgenden Herbstferien machte ich meine Unteroffiziersübung, in welcher ich zum Vizefeldwebel befördert wurde. Diese Übung bei meinem alten Regiment 80 in Wiesbaden war nicht ohne Schwierigkeit für mich zu erreichen gewesen. Da ich im Sommerhalbjahr in Aachen, also im Bereich eines anderen Armeekorps war, erhielt ich vom dortigen Bezirkskommando kurz vor der Übung, zu der ich mich für Wiesbaden gemeldet hatte, die Mitteilung, daß ich mich zur Übung bei einem Regiment in Saarlouis zu stellen hätte. Da mein Gesuch um Umänderung dieses Befehls für Wiesbaden erfolglos blieb, meldete ich mich in Aachen ab, fuhr nach Wiesbaden, meldete mich dort an und berichtete dem Bezirkskommando von meinen Erlebnissen in Aachen und gab ein Gesuch für Ableistung meiner Übung in Wiesbaden ab. Am Abend traf ich den Bezirksfeldwebel in einer Bierwirtschaft und sprach mit ihm über mein Gesuch. Er sagte mir, ich möchte morgen zu ihm kommen wegen einer Formänderung in meinem Gesuch. Als ich am nächsten Vormittag zu ihm kam, reichte er mir mit sehr ernstem Gesicht einen Brief, den er vom Bezirkskommandeur erhalten hatte. Der Brief enthielt als Beilage eine anonyme Denunziation, daß ich durch Bestechung des Bezirksfeldwebels zu erreichen suche, daß ich anstatt, wie vorgeschrieben, in Saarlouis, meine Übung in Wiesbaden mache.

Ich war empört über diese Gemeinheit, wahrscheinlich hatte eine gemeine Seele in der Bierwirtschaft Bruchstücke unserer Unterhaltung gehört und diese in gemeiner Denkweise zu einer Denunziation geformt. Der Bezirkskommandeur wollte mich persönlich sprechen. Ich

erzählte ihm wahrheitsgetreu alle Vorgänge. Ich muß guten Eindruck gemacht haben, ich wurde dementsprechend entlassen, und schon einige Tage darauf erhielt ich unmittelbar vom Korpskommando in Kassel die Nachricht, daß meine Übung in Saarlouis aufgehoben sei und für Wiesbaden angeordnet sei. Ich machte meine Übung doch in Wiesbaden bei meinem Regiment 80 ab und auch wieder zufälligerweise in der 3. Kompagnie, in der ich als Einjähriger gedient hatte. In meiner Unteroffiziersübung wurde ich zum Vizefeldwebel befördert und machte und bestand mein Offiziersexamen. Ich habe von diesem Offiziersexamen in der späteren Zeit keinen Gebrauch gemacht, sondern bin Feldwebel geblieben bis zu meiner Entlassung aus dem Heeresdienst. Offizierseitelkeit und –Neigung besaß ich nicht, und ich wollte in meinem Zivilleben unbeengt bleiben von dem Zwang, den der Reserveoffizier mit sich bringt. Nach meiner Militärzeit kehrte ich wieder nach Aachen zurück. Der Vater wäre jetzt damit einverstanden gewesen, wenn ich nach Berlin gegangen wäre. Aber die Aachener Verhältnisse waren mir bekannt und gewohnt, und vor allem wollte ich Ewerbeck weiter hören. Ewerbeck war Anhänger der deutschen Baukunst, insbesondere der mittelalterlichen, und seine Anschauung entsprach auch meiner Anschauung und meinen Neigungen. Ich hoffte von ihm noch viel lernen zu können.

In Aachen war ich jedoch durch die einjährige Abwesenheit etwas fremd geworden. Von meinen Studienfreunden war die Mehrzahl nicht mehr da, und meine angenehmen Quartierleute, ein holländischer Fischhändler, waren verzogen, so daß ich mir neue Wohnung suchen mußte. — Ich studierte in gleicher Weise weiter wie früher, mit gleichem Eifer und mit gleichem Erfolg. Es erfüllte mich mit ziemlichen Stolz, daß von einem Aachener Architekten vor dem Marschirtor eine größere Villa gebaut wurde, für die ich in seinem Auftrag die Fassaden entworfen hatte. Es freute mich, meine Gedanken in die Wirklichkeit übertragen zu sehen. Auch ein größeres Grabdenkmal wurde von einem Aachener Bildhauer nach meinem Entwurf ausgeführt.

Hinter dem achten Semester stand das erste Examen, das Examen für den Regierungsbauführer. Mein Vater erwartete, daß ich sofort nach dem Studium in das Examen gehen würde. Aber ich mußte meinem Vater erklären, daß ich vorwiegend für mein Fach, die Architektur, studiert habe, — wie die Zeugnisse bewiesen, mit Erfolg. Für die sogenannten allgemeinerwissenschaftlichen Fächer, die im ersten Examen eine große Rolle spielten, müsse ich mich besonders, wenn auch nur in verhältnismäßig kürzerer Zeit, vorbereiten, könne deshalb erst im nächsten Examenternin in das Examen gehen. Der Vater war darüber sehr ungehalten und drang darauf, daß ich schon jetzt in das Examen ginge. Ich mußte mich fügen. Ich stellte alle Architektur zur Seite und studierte auf das Eifrigste die wissenschaftlichen Nebenfächer und ging ins Examen. In ihm bestand ich die Prüfung in meinem eigentlichen Fachgebiet gut und ohne jede Schwierigkeit, aber in Mechanik fiel ich durch und war dadurch durch das ganze Examen gefallen. Der prüfende Mechanikprofessor, ein alter, grämlicher Junggeselle, hatte mich, einen Architekten, vorwiegend in Druckberechnungen bei Flüssigkeiten in geschlossenen Röhrensystemen geprüft. Auf eine solche Spezialität, die ganz außerhalb meines Faches war, hatte ich mich freilich nicht eingerichtet. Mein Durchfall erregte Aufsehen, nicht nur in der ganzen Studentenschaft und bei den Professoren, sondern auch in einzelnen Kreisen der Bürgerschaft und sogar auch bei der Regierung. Ich war, was ich bis dahin noch gar nicht gewußt hatte, auf den verschiedenen Ausstellungen aufgefallen, und sogar die Tageszeitungen hatten, was mir ebenfalls unbekannt geblieben war, meine Arbeiten besprochen. Der Senat der Hochschule wandte sich in einer besonderen Eingabe an das Ministerium in Berlin. Die Prüfungsvorschriften wurden daraufhin in verschiedenen Punkten abgeändert und der bis dahin prüfende Mechanikprofessor durch einen anderen ersetzt. Mein Mißgeschick war mir nicht ganz unerwartet gekommen; es bedrückte mich deshalb auch weniger, als daß es mich ärgerte. Ich ärgerte mich über den Staat und alles, was damit zusammenhing, und beschloß überhaupt nicht in den Staatsdienst zu gehen, sondern Privatarchitekt zu werden.

Durch Vermittlung Ewerbecks wurde mir von dem damals bedeutendsten Architekten Antwerpens, Winders, eine gute Stelle bei ihm angeboten, und mein Studienfreund Frentzen in Aachen hatte mir eine Stelle bei der bekannten Architektenfirma Hartel und Lipsius in Dresden vermittelt. Antwerpen kannte ich gut aus verschiedenen Aufenthalten, die flämische Architektur interessierte mich. Aber die deutsche Baukunst lag mir näher, und so bevorzugte

ich eine Tätigkeit in Dresden. Mein Vater war mit meinen geänderten Entschlüssen einverstanden, ich reiste nach Dresden. Das Hauptbureau der Firma war in Leipzig, das Dresdner war ein erst zu gründendes; ich war der erste Architekt darin. Lipsius war Professor der Architektur an der Akademie der bildenden Künste. Es lagen sehr interessante, große Arbeiten vor. Die Hauptarbeit waren die Entwürfe für die neue Kunstakademie, die Lipsius aufstellen und ausführen sollte. Ich hatte mit der Durcharbeitung dieser Lipsiusschen Entwürfe sehr viel Arbeit zu leisten. Dazu kamen noch Arbeiten, die zur Fertigstellung aus Leipzig geschickt wurden, vor allem Perspektiven. Lipsius war ein freundlicher, verständnisvoller Herr, bei dem gut zu arbeiten war. Die Anerkennung für meine Leistungen sprach sich dadurch aus, daß mein anfänglich ziemlich bescheidenes Gehalt von Monat zu Monat gesteigert wurde. Mein gleichmäßig fortlaufender Lebenslauf wurde vollständig geändert durch ein kleines, zufälliges Erlebnis. Ich saß an einem Winterabend in einer der großen Bierrestaurationen an einem kleinen Tisch. An einem Nebentisch unterhielten sich eifrig zwei Herren. Ich wurde auf ihre Unterhaltung aufmerksam, als ich hörte, daß sie von meinem Fach sprachen. „Ach was“, sprach der eine, „gehen Sie mir weg mit dem Beruf eines Privatarchitekten. Was hat denn ein solcher für Aussichten? Wenn er wirklich sehr tüchtig ist, steigt er auf ein Jahresgehalt von 3600 Mark und bleibt darauf sitzen und ist Angestellter bis an sein Lebensende, wenn er nicht das Kapital erhalten kann, um sich selbständig zu machen. Nein, das ist kein Beruf, der erstrebenswert ist“. Wie ein Blitz durchfuhr mich diese Worte. Es war, als ob das Schicksal mir eigens diesen Mann hierher geschickt habe, um mir das eben Gehörte mitzuteilen. — Ich schief die ganze Nacht nicht. Am nächsten Morgen stand der bereits in der Nacht gefaßte Entschluß vollständig fest: ich wollte nicht mehr Privatarchitekt werden, sondern ich wollte bei meinem ursprünglichen Entschluß bleiben und in den Staatsdienst treten, wofür ich ja bisher alle Vorbedingungen erfüllt hatte. Zwecks Durchführung meines Entschlusses mußte ich wieder nach Aachen zurückkehren, mich erneut vorbereiten und mein Examen machen. Die Schwierigkeit für mich lag nur darin, daß ich hierzu außer einer ganz geringen Summe, die ich mir von meinem Gehalt erspart hatte, kein Geld hatte. Von meinem Vater wollte ich keins mehr erbitten. — Ein Zufall kam mir zur Hilfe. Mein Großvater Löwel in Luisengrün war im Jahre vorher gestorben, und gerade jetzt erhielt ich vom Amtsgericht die Nachricht, daß das kleine Erbteil, welches auf mich gefallen war, es waren etwas über 2000 Mark, für mich bereit läge. Dadurch waren alle Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt. Ein weiterer Zufall bestärkte mich in meinem Entschluß. In den nächsten Tagen waren in den technischen Blättern die zwei größten Wettbewerbe der damaligen Zeit ausgeschrieben: das Reichstagsgebäude und das Rathaus für Wiesbaden. Ich hatte schon in Aachen mit meinem Freund Frentzen verabredet, daß, wenn das Wiesbadener Ausschreiben, von dessen Bevorstehen ich wußte, erlassen würde, wir uns gemeinsam beteiligen würden. Ich schrieb deshalb sogleich an Frentzen. Statt einer Antwort von ihm erhielt ich eine solche von Ewerbeck. Ewerbeck schrieb mir, daß Frentzen, der ihm meinen Brief gegeben habe, sich an dem Wiesbadener Wettbewerb nicht beteilige, sondern für sich allein am Reichstagswettbewerb arbeite. Er aber, Ewerbeck, wolle sich am Wiesbadener Rathaus-Wettbewerb beteiligen und lade mich zu gemeinsamer Arbeit dazu ein. Ich war hocheifrig über diesen Brief, besonders aber über die Anerkennung, die in der gleichberechtigten, gemeinsamen Arbeit mit meinem verehrten Professor lag. Ich sagte sofort zu, gab meine Stelle in Dresden auf und reiste nach Aachen. Über die Hauptgedanken unseres Entwurfes hatten wir uns brieflich noch rasch verständigt, in Aachen kamen dann die Durch- und Ausarbeitungen in einer Arbeit, die einige Monate lang währte. Neben dieser Arbeit bereitete ich mich erneut für das Examen vor, für welches ich mich zum nächsten Termin wieder gemeldet hatte und, gewissermaßen zur Erholung, arbeitete ich an einem Werk über flämische Renaissance, zu dessen gemeinsamer Herausgabe mich Ewerbeck eingeladen hatte.

Die Herausgabe dieses Werkes veranlaßte uns, namentlich in der späteren Zeit, zu öfteren Reisen in alle Gebiete Belgiens und Hollands, so daß ich dadurch diese beiden Länder ziemlich eingehend kennen gelernt hatte. Wir hatten Glück und Erfolg mit unserer Wiesbadener Arbeit, die im Sommer abgeschlossen war; unserer Arbeit fiel der erste Preis zu. Ich war glücklich über diesen Erfolg. Mit einem Schlage war dadurch mein Name als der eines tüchtigen Architekten in der deutschen Architektenwelt bekannt. Außerdem war mir natürlich mein

Geldanteil an dem Preisgewinn sehr erwünscht. Die noch übrigbleibende Zeit verwendete ich ausschließlich für die Vorbereitung zum Examen.

In dieser Zeit traf ganz unerwartet ein Brief von Grau aus Meiningen ein: Grau schrieb mir, daß ihm Oberbaurat Hoppe mitgeteilt habe, daß im Meininger Staatsbaudienst Vakanzen bevorständen, worauf er mich aufmerksam machen wollte. Wenn ich Neigung habe, solle ich an Hoppe schreiben. — Ich dachte, wie gut es doch von Onkel Grau gehandelt, daß er an mich gedacht hat. So ganz selbstlos war aber wohl die Handlungsweise Graus nicht. Es kann für ihn wohl auch bestimmend gewesen sein die Aussicht auf die Möglichkeit, in mir einen Schwiegersohn zu gewinnen. — Ich dachte natürlich nur an meinen Beruf. Eine Tätigkeit in meinem Heimatland erschien mir lockender als eine solche in dem mir fremden Preußen. Ich schrieb an Hoppe. Hoppe antwortete mir umgehend, daß zunächst eine Regierungsbauführerstelle im Ministerialbaubureau, also bei ihm, frei sei. Es wäre ihm erwünscht, wenn ich sofort eintreten könnte, da viel Arbeit vorliege. Ich schrieb zurück, daß ich die Stelle annehmen würde, daß ich aber vorerst mein Examen noch machen müsse. Hoppe war mit dem Aufschub einverstanden. Mein Examen bestand ich jetzt glatt und ohne jede Schwierigkeit. In den Architekturfächern hatte ich es überhaupt nicht zu wiederholen gebraucht. Nun wurde ich etatsmäßig angestellter Regierungsbauführer im Ministerialbureau in Meiningen. Ich reiste nach Meiningen. Zugleich mit mir war ein neuer Landbaumeister in die freigewordene Landbaumeisterstelle in Hildburghausen in den Staatsdienst eingetreten. Der neue Landbaumeister Rommel war ebenfalls ein Landeskind. Wir machten vor unserem Dienstantritt unsere Kollegenbesuche in der Stadt Meiningen gemeinsam. Landbaumeister Abesser, den wir auch besuchten, wohnte im oberen Stock eines kleinen Häuschens am oberen Tor. Er lag krank im Bett. Wir unterhielten uns mit ihm durch die offenstehende Tür vom Wohnzimmer aus. Er rief uns mit hohler Stimme aus seinem Bett zu: „Ihr kommt hierher, geht wieder fort von hier. Er macht Euch tot oder unglücklich, wie er uns alle gemacht hat. Träger (Saalfeld) ist tot. Doebner ist durch ihn ein kranker Mann geworden, und mich hat er an den Rand des Grabes gebracht. Bleibt nicht hier, er wird Euch unglücklich machen“. Gemeint war Oberbaurat Hoppe. Wir waren beide ganz betreten, als wir wieder unten auf der Straße standen. Aber wir waren jung und meinten, es würde nicht so schlimm sein, wie es ein Kranker wohl sähe, wir vertrauten auf unsere Jugend und unsere Kraft. — Abesser starb kurze Zeit darauf. Ich fühlte mich in den gewohnten Meininger Verhältnissen, der schönen Gegend und der neuen Tätigkeit ganz wohl. Meine Nerven, die durch die vorhergehende, anstrengende Arbeit doch etwas mitgenommen waren, erholten sich in der frischen Berg- und Waldluft Meinings ziemlich rasch wieder. Es lagen interessante, mich anziehende Bauarbeiten vor: Forsthäuser, Domänenbauten und anderes an laufenden Arbeiten. Dazu kam, daß sämtliche größere Bauentwürfe des Landes durch das Ministerium zur Begutachtung und Genehmigung gingen. Diese Entwürfe mußten vielfach umgearbeitet werden, besonders wegen ihrer äußeren Gestaltung zur Einpassung in ihre Umgebung. Weiter hatte Hoppe als Privatauftrag den Um- und Neubau der Meininger Stadtkirche, die ein Zusammenbau aus verschiedenen Zeiten war, übernommen, eine Arbeit, die mich besonders interessierte. Die spätere Ausführung der Stadtkirche ist nach meinen Hauptvorschlägen geschehen. An der Ausführung selbst, sowie an der Gestaltung des Inneren sowie der sämtlichen Einzelheiten des Baues bin ich jedoch nicht beteiligt gewesen. Ich hatte mich bemüht, die beiden schönen Renaissancetürme, die architektonisch wertvoll und charakteristisch für das Stadtbild waren, zu erhalten. Sie sind jedoch durch Hoppe durch nüchterne gotische Türme ersetzt worden. Hoppe war ein sehr tüchtiger Praktiker, sein künstlerisches Können ging nicht weit über das Handwerksmäßige hinaus. Beim Hinaustreten über diesen Rahmen bedurfte er zu seiner Sicherheit und als Stütze anerkannte Vorbilder. Ich kam mit Hoppe ganz gut aus bei einer Arbeitsteilung, in welcher mir die Hauptentwurfarbeit zufiel, zu der er nur seine praktische Erfahrung und seinen Namen zu geben brauchte. In meine Regierungsbauführerzeit fiel die Ausführung der schon länger geplanten Eisenbahnhauptlinie Erfurt — Ritschenhausen. Diese Strecke war das noch fehlende Glied zwischen der preußischen und bayerischen Eisenbahn und ein Teil der wichtigsten Eisenbahnverbindungen Nord — Süd Mitteleuropa überhaupt. Da der größte Teil der Strecke im Herzogtum Meiningen lag, geschah die Festlegung der Linienführung im gemeinsamen Einverständnis zwischen Preußen und Meiningen. Zwei hohe Regierungsbeamte aus dem preußischen Ministerium weilten in Meiningen. Sie wohnten im Sächsischen Hof, bei der Mittagsta-

fel hatten sie ihren Platz stets mir gegenüber. Sie unterhielten sich stets laut und ungeniert über die gehaltenen Verhandlungen; mich hielten sie wahrscheinlich für einen harmlosen Geschäftsreisenden. Am Tage eines wichtigen Abschlusses waren sie besonders redeneifrig. Es hatte sich darum gehandelt, ob die Eisenbahnlinie, nachdem sie den Thüringer Wald überwunden hatte, in den westlichen Vorbergen über die preußische Stadt Suhl oder über die Landeshauptstadt und Residenz Meiningen geführt werden sollte. Die eine Linienführung schloß die andere aus. Die Preußen hatten erreicht, daß die Bahn über Suhl geführt würde. Dadurch war Meiningen von der Berührung durch die Hauptlinie ausgeschlossen und kam außerhalb des Hauptverkehrs zu liegen. „Es ist doch kaum zu glauben“, sagte der eine Preuße zum andern, „daß der Minister so rasch zustimmte; es läuft doch schnurstracks gegen die wichtigsten Interessen seines Landes und seiner Vaterstadt“. „Nun“, meinte der andere, „wir wollen froh sein, daß er es getan hat; wahrscheinlich hat er zugestimmt, weil er glaubte, die Interessen der Gesamtheit über die Interessen des eignen Landes setzen zu müssen“. Wer hatte recht? Der Preuße mit seinem Partikularismus, oder der Kleinstaatler mit seinem Deutschtum?

Der Bahnbau wurde rasch in Angriff genommen. Er führte nicht nur ein Heer von Arbeitern in die Nähe Meiningens, sondern auch eine größere Anzahl Ingenieure, darunter auch viele Kollegen von mir, Regierungsbauführer. Meine Kollegen, es waren etwa ein Dutzend, wohnten fast alle im benachbarten Suhl. Sie kamen häufig, namentlich abends, nach dem Dienst nach Meiningen, und ich war dann immer mit ihnen zusammen. Eines schönen Sommerabends war ich auf dem Bahnhof, um sie abzuholen. Nach Halten des Zuges wurden sie durch eine laute Stimme nach dem Abteil ihres vorgesetzten Bauinspektors zurückgerufen. Der Bauinspektor hielt ihnen vom erhöhten Abteil aus wegen irgend einer vorgekommenen Unrichtigkeit im Bau eine Standrede, wie ich sie in Tonart und Ausdrücken seit dem Kasernenhof nicht mehr gehört hatte. Die Szene erregte allgemeines Aufsehen unter dem zahlreichen Publikum. Ein Teil des Publikums belustigte sich über den Vorgang, der größere Teil machte aus seiner Entrüstung keinen Hehl. Ich gehörte, wenn auch stillschweigend, zu diesem größeren Teil. Ich war empört über ein Verhalten, welches für einen Vorgesetzten und für die Untergebenen entwürdigend war. Ich machte mir meine besonderen Gedanken über Manneswürde und Dienstfreudigkeit in der Beamtenlaufbahn. Den Verkehr mit meinen Kollegen, die stillschweigend alles über sich hatten ergehen lassen, habe ich von da ab nicht mehr gesucht.

Meine Tätigkeit im Ministerialbaubureau war nur von kurzer Dauer. Ich wurde nach ein paar Monaten in das Hofbaubureau versetzt. Hofbaurat Doebner war kränklich, ich sollte zu seiner Entlastung in der Hofbauverwaltung tätig sein. Hofbaurat Doebner war nicht nur ein kranker, sondern auch ein verbitterter Mann geworden. Das sprach sich jedoch nicht gegen mich aus, sondern gegen mich war er von der gleichen, gleichbleibenden Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit wie früher in meiner Vorbereitungszeit. In der Hofbauverwaltung stand ich nicht mehr unter Hoppe, da die Hofbauverwaltung eine selbständige Verwaltung war. Schon nach wenigen Wochen, nachdem ich mich eingearbeitet hatte, trat Doebner in den Ruhestand. Er ist kurze Zeit darauf gestorben. Als Doebner in den Ruhestand trat, wurde ich vom Ministerium mit der selbständigen Führung der gesamten Hofbauverwaltung beauftragt. Ich war also vollständig selbständig, denn die Hofbauverwaltung war eine Behörde, die nur unter dem Ministerium und unmittelbar mit Ausschaltung des Hofmarschallamts unter dem Herzog stand. Ich war also auch frei von Hoppe und auch räumlich von ihm getrennt, denn das Hofbaubureau lag nicht im sogenannten Rundbau des Residenzschlusses, der das Ministerium enthielt, sondern befand sich in einigen gemieteten Zimmern in der Schloßgasse. Die Hofbauverwaltung umfaßte ein sehr großes Tätigkeitsgebiet. In verschiedenen Teilen des weitgestreckten Landes lagen große Residenzschlösser aus alter Zeit. Das Residenzschloß in Meiningen war ein mächtiger Bau, außer ihm befanden sich in Meiningen noch einige kleinere, moderne Palais. Zu diesen Wohnbauten kam noch der Marstall mit vielen Gebäulichkeiten, ebenso die Hofgärtnerei sowie das Hoftheater. Im Land standen noch einige alte, schloßähnliche Burgen, neuere und ältere Landsitze, in den Bergen verschiedene Jagdhäuser, weiter kamen noch Hofdomänen hinzu. Alle diese Gebäude unterstanden in ihrer baulichen Unterhaltung und Ergänzung der Hofbauverwaltung. Es war eine vielgestaltige, vielfach anziehende und durch die Reisen abwechslungsreiche, aber auch recht große Tätigkeit, die ich auf

mich nahm. Diese Tätigkeit brachte mich nun auch in vielfache unmittelbare briefliche und persönliche Beziehungen zu dem Herzog Georg II. Der Herzog war ein Mann Anfang sechziger. Er war eine stattliche, auffallend schöne deutsche Männererscheinung mit wallendem, breitem Germanenvollbart, leuchtend blauen Augen und einem deutschen Gesicht, welches zu mir stets freundlich war. Er war in dritter Ehe verheiratet mit einer früheren Schauspielerin Ellen Franz, die als seine Gemahlin den Titel Freifrau von Heldburg trug. Ich hatte sie in meiner Schülerzeit noch auf der Bühne gesehen. Sie war eine sehr gute Schauspielerin und damals die bedeutendste und erste Kraft des Theaters. Eine Schönheit war sie, abgesehen von ihren strahlenden braunen Augen, nicht. Für den Herzog sind wohl auch noch andere Eigenschaften an ihr anziehend gewesen. Sie war eine sehr kluge Frau. Sie verstand es, den Herzog in dem Glauben zu erhalten, daß alle Anschauungen und Entschlüsse als eigene, selbständige Ausflüsse von ihm allein ausgingen, während es sich in Wirklichkeit nur um ihre Anschauungen und Entschlüsse handelte. An künstlerischem Können und Empfinden besaß sie, wenigstens in Bezug auf die Bauten, was ich ja beurteilen konnte, nur ein geringes Maß. Sie suchte das Fehlende durch eifrig studierte Bücherweisheit zu ergänzen, und wenn sie die erworbene Weisheit dann später von sich gab, so war der Herzog sehr stolz auf seine gelehrte Frau. Der Herzog war eine Künstlernatur. Er besaß ziemlich umfassende Kunstkenntnis und hatte ein besonders feines Kunstempfinden und Kunstverständnis. Es belustigte mich in späterer Zeit oft innerlich, wenn der Herzog bei irgend einer baukünstlerischen Besprechung zu mir sagte: „Da muß ich erst einmal mit meiner Frau darüber sprechen, die versteht mehr davon als ich“. Dabei verstand er im kleinen Finger mehr als sie in der ganzen Hand. Als der Herzog seiner Zeit die Freifrau heiratete — es war einige Jahre vor meiner Meininger zweiten Zeit —, hatte das viel Aufsehen und Erregung und eine Art Spaltung in den Beamten- und Hofkreisen hervorgerufen. Ein Teil dieser Kreise ging mit fliegenden Fahnen in das Lager der neuen Gemahlin über. Der andere Teil konnte sich in die überraschend gekommene neue Gestaltung der Dinge nicht finden und stand ihnen, wenn auch nicht feindlich, doch mindestens nicht zustimmend gegenüber. Die Freifrau als sehr kluge Frau wird sich bemüht haben, unparteiisch zu bleiben und nur vermittelnd und versöhnend zu wirken. Ob sie das nur im Anfang, sondern auch für alle späteren Zeiten, in der ihre Stellung in jeder Beziehung gesichert war, noch getan hat, vermag ich nicht zu entscheiden. Ich weiß nur aus Gerüchten, daß es für einen Angehörigen der Hofgesellschaft oder auch für einen Staatsbeamten bedenklich war, auf der Gegenseite zu stehen. Es konnte ein solcher Unbedachter bei Gelegenheit fliegen oder kaltgestellt werden. Mir waren diese Verhältnisse gleichgültig. Für mich war die Freifrau die Gemahlin des Herzogs, also meines höchsten Vorgesetzten, und dadurch war für mich die Richtschnur gegeben für die ihr zu erweisende Achtung sowie überhaupt für mein ganzes Verhalten ihr gegenüber. Dem Herzog war ich bereits durch verschiedene meiner Arbeiten im Ministerialbaubureau aufgefallen. Meine Tätigkeit in der Hofbauverwaltung brachte mich nun in unmittelbare, vielfach persönliche Beziehung zu dem Herzog, was vorwiegend in dem brieflichen Verkehr ausgedrückt war. — Das konnte Hoppe nicht erwünscht und angenehm sein. Die hervorstechendste Charaktereigenschaft Hoppes war sein Ehrgeiz. Er befriedigte seinen Ehrgeiz und die aus ihm hervorgehende Eitelkeit auf seine Persönlichkeit vornehmlich dadurch, daß er sich seiner persönlichen Beziehungen rühmte. Es mußte ihm viel daran liegen, diesen Briefwechsel durch dienstliche Anlässe aufrecht zu erhalten, da er sonst diese Anlässe erst herbeiführen mußte, wenn er nicht, was er auch konnte und auch tat, die Vermittlung der Freifrau dazu benutzen. Er kannte die Freifrau noch als frühere Tischgenossin an der Mittagstafel im Sächsischen Hof. Das hielt aber nicht davon ab, daß er sich gelegentlich unter vier Augen in den derbsten Ausdrücken über sie aussprach. Dadurch, daß nun ich allein den gesamten brieflichen und persönlichen Verkehr in Bezug auf alle Hofbau- und ihm nahestehenden Angelegenheiten hatte, war Hoppe auf diesem Gebiet ausgeschaltet. In die Zeit meiner ersten selbständigen Tätigkeit in der Hofbauverwaltung fiel auch meine erste größere selbständige Bauausführung. Ich sage größere, obgleich es sich um eine kleine Dorfkirche handelte. Aber dieser Bau schloß alles in sich, was ein großer Bau bringt, auch den Ärger.

Ich erhielt eines Tages vom Herzog einen Kirchenentwurf zugesandt mit dem Auftrag, diesen Entwurf im nahen Dorf Helba auszuführen. Helba ist ein kleines Dorf an der Ausmündung eines schönen Waldtales in das Werratal. Der Entwurf stellte eine ausgesprochen englische Dorfkirchenanlage dar und war von einem englischen Architekten verfaßt. — Die Frei-

frau hatte eine Vorliebe für alles Englische, ihre Mutter war eine Engländerin gewesen. Der Herzog blieb nicht unberührt von dieser englischen Vorliebe, er war oft und lange mit seiner Frau in England, und bei einer solchen Gelegenheit hatte er einen englischen Architekten mit der Anfertigung des Helbaer Kirchenentwurfs beauftragt, den ich nun ausführen sollte. Der Entwurf war an und für sich ganz hübsch, eine echte englische, typische Dorfkirche. Sie würde in einer englischen Heide- oder Moorlandschaft wahrscheinlich ganz gut aussehen und in sie hineingepaßt haben. In die deutsche Helbaer Gegend würde sie mit ihrer Fremdartigkeit ebensowenig gepaßt haben wie eine chinesische Pagode. Gegen ihre Erbauung sprach auch, daß sie in ihrer Gestaltung für den evangelischen Gottesdienst ganz ungeeignet war, die engen Fensterschlitze konnten dem Inneren nur Dämmerlicht geben. Der Aufbau enthielt konstruktive Unmöglichkeiten, insbesondere in dem steinernen, konstruktiv nicht unterstützbaren schweren Dachreiter auf dem Strohdach. Es ging mir gegen mein deutsches und gegen mein architektonisches Gefühl, daß diese Kirche gebaut würde. Ich wies den Herzog auf die verschiedenen Bedenken hin, die gegen den Entwurf bestanden, und bat um die Erlaubnis, einen Kirchenentwurf in deutscher Art mindestens zum Vergleich vorlegen zu dürfen. Der Herzog war damit einverstanden. Nach kurzer Zeit legte ich ihm einen neuen Entwurf vor, bei welchem ich die Anordnungen und Gestaltungen der für das Werratal charakteristischen Dorfkirchen verwendete. Der Herzog schrieb mir zurück, daß ihm mein Entwurf besser gefalle als der englische, ich solle nun meinen Entwurf ausführen.

Veranlassung zu dem Neubau war gewesen, daß die alte, kleine Dorfkirche durch ihre Baufälligkeit schließlich zur Benutzung unbrauchbar geworden war. Die arme Gemeinde hatte kein Geld für einen Neubau, die evangelische Landeskirche auch nicht. Da griff die Prinzessin Marie, eine ältere, unverheiratete Tochter des Herzogs, helfend ein, sie schenkte eine größere Summe und veranlaßte, daß durch den Meininger Frauenverein und durch besondere Veranstaltungen das noch zu der kleinen Bausumme von 30 000.- Mark Fehlende beigebracht wurde. Ich arbeitete die Pläne für die Ausführung aus. In den Grundstein kam eine Urkunde, die meinen Namen als Erbauer festlegte. Bei der feierlichen Grundsteinlegung drängte sich Hoppe vor und hielt an die Handwerker und die übrige Menge eine Rede, die er derart formulierte, daß jeder Hörer glauben mußte, daß er der Baumeister sei. Es blieb mir nichts anderes übrig, als in einer darauffolgenden Rede zur Wahrung meiner Stellung festzustellen, daß ich als alleiniger Entwerfer und Erbauer der Kirche ein Hauptgewicht auf einmütiges Zusammenarbeiten von Baumeister und Handwerkern lege.

Der Bau, der von mir gut vorbereitet war, schritt gut voran, aber Hoppe, den der Bau dienstlich gar nichts anging, suchte sich immer wieder einzumischen und machte mir durch viele Störungen und Schwierigkeiten viele unnötige Arbeit und Ärger. Glücklicherweise konnte ich alle Einmischungen abwehren, so daß sie ohne Einfluß auf die Gestaltung der Kirche, insbesondere die formale Ausbildung, blieben. Ich mußte während des Baues auf Wunsch des Herzogs auf ein paar Wochen nach Südtirol reisen zum Studium einiger dortiger Schlösser für den späteren Meininger Schloßumbau. Vor meiner Abreise hatte ich natürlich mit Voraussicht alles derart vorbereitet, daß während meiner Abwesenheit die sämtlichen Bauarbeiten ohne Schwierigkeit und Stockung gleichmäßig weiter fortschreiten konnten. Es geschah dies auch. Aber als ich zurückkehrte, fand ich zu meiner Überraschung, daß meine sämtlichen Entwurfs- und Werkzeichnungen für die Kirche von Hoppe mit seinem Namen versehen worden waren. Diese Zeichnungen, an denen er gänzlich unbeteiligt gewesen war, gingen ihn weder dienstlich noch außerdienstlich etwas an. Er wäre nicht einmal berechtigt gewesen, sie in meiner Abwesenheit ohne meine Einwilligung einzusehen. Ich ließ die Zeichnungen soviel kürzer schneiden, daß der Name wieder wegfiel. Die Kirche wurde in verhältnismäßig kurzer Zeit vollendet. Es war mir auch gelungen, vorsichtig wie ich war, die geringe Bausumme von 30 000.- Mark einzuhalten. Nur die Orgel brachte hierin unvermutet eine Ausnahme. Es war beabsichtigt gewesen, die alte Orgel aus der alten Kirche im neuen Bau wieder zu verwenden. Deshalb war auch keine Summe für eine neue Orgel im Kostenschlag vorgesehen worden. Die Aufstellung der alten Orgel konnte natürlich nur ganz kurz vor der Fertigstellung der neuen Kirche bewirkt werden, da die Orgel bis zuletzt in der alten Kirche verwendet werden mußte. Als nun die alte Orgel auseinandergenommen werden sollte, stellte sich heraus, daß sie so hinfällig war, daß ein Auseinandernehmen und Wiederauf-

stellen unmöglich war. Ich entwarf und bestellte deshalb eine neue Orgel, die auch so rechtzeitig geliefert wurde, daß sie vor der Einweihung fertig dastand. Ihr Preis betrug nicht ganz 2000.- Mark. Die nachträgliche Beschaffung dieser Summe bot voraussichtlich keine Schwierigkeit, da anzunehmen war, daß die bisherigen Geber auch diesen kleinen Zuschuß noch geben würden und da außerdem die Sicherheit vorhanden war, daß die Summe in laufenden Abzahlungen abgetragen werden konnte. Der Orgelbaumeister hatte sich mit beiden Zahlungsweisen einverstanden erklärt. Der Einweihungstag war auf einen Sonntag festgesetzt. Hoppe hatte von der Orgelangelegenheit gehört. Am Tage vor der Einweihung schrieb er, ohne mir etwas davon zu sagen und obgleich ihn der Bau und die Orgelangelegenheit gar nichts anging, einen Brief an die Prinzeß Marie, worin er ihr mitteilte, daß, wenn er nicht bis zum Abend des gleichen Tages die Summe für die Orgel oder die Zusage dafür erhalte, er die Schlüssel zur Einweihung der Kirche nicht hergeben würde. — Die Schlüssel hatte selbstverständlich ich in Verwahrung, Hoppe hätte gar nicht darüber verfügen können. Prinzeß Marie war natürlich empört über den Inhalt und die Form des in jeder Beziehung unangebrachten Briefes. Sie wird wahrscheinlich angenommen haben, daß ich an dem Brief beteiligt gewesen sei, mindestens ihn gekannt habe. Ich erfuhr von dem Brief aber erst kurz vor Beginn der Einweihungsfeierlichkeit. Als ich nach dem feierlichen Glockengeläute vor der Haupttüre der Kirche eine kurze Anrede an die Prinzeß hielt, stand sie mir mit steinkaltem Gesicht gegenüber. Sie nahm den von mir überreichten Schlüssel ohne ein Wort entgegen und schloß auf. — Ich habe auch später weder von ihr noch von sonst jemandem ein Wort des Dankes oder der Anerkennung gehört über meinen mühevollen und, wie ich mir sagen konnte, gelungenen Bau. Ich begnügte mich mit der Genugtuung, daß für die Nachwelt mein Name mit diesem Bau verknüpft sein wird, solange er besteht.

Der Kirchbau in Helba lief für mich wie eine Art Nebenbeschäftigung, ebenso wie die fortlaufende Verwaltung der Hofbaugeschäfte her. Meine Hauptbeschäftigung waren die Entwürfe zum Umbau und zur Innenausgestaltung des Wohnflügels des Herzogs im Meininger Residenzschloß. Das Residenzschloß war ein mächtiger Bau aus dem 17. Jahrhundert. Im oberen Stockwerk an der Südwestecke lagen die vom Herzog benutzten Räume. Diese Räume bestehen vielfach aus saalartig großen hohen Zimmern, Wohnzimmern, Arbeitszimmern, Schlafzimmern, Empfangsräumen usw.; sie sollten in zweckentsprechende, bequeme Verbindung untereinander gebracht, mit neuzeitlichen Nebenräumen versehen und, was die Hauptarbeit ausmachte, in fürstlich reicher Ausstattung durch reiche Holzdecken, Wandtäfelungen usw. im Stile der deutschen Renaissance ausgebaut werden. Es handelte sich um eine ganze Flucht von Räumen. Ich hatte in meinen Entwürfen für meine Phantasie ziemlich freien Spielraum und freie Hand für die Gestaltung. Nur für einige besondere Räume hatte der Herzog gewünscht, daß ich mich an die Formen einiger Schlösser in Tratzberg und in Velthurns bei Brixen in Südtirol anlehnen möchte, was ich in freier Behandlung tat. Zum Studium dieser Schlösser war ich in Tirol gewesen. Meine Arbeit war eine außerordentlich große; ich mußte alles ganz allein tun. Mein Assistent kam für solche Arbeiten nicht in Frage, er war mein einziger Bureauangestellter, der außer mir in der Hofbauverwaltung tätig war, gelernter Zimmergeselle und eigentlich nur als Schreib- und Rechenhilfe eingestellt. Für Zeichnungen, die über das einfach Handwerksmäßige hinausgingen, kam er nicht in Betracht. Ich mußte also alles selbst zeichnen, jeden Strich, nicht nur die Entwürfe, sondern auch die Vorzeichnungen in jeder Einzelheit. Wochenlang habe ich Tag für Tag in meinem Bureau auf dem Fußboden auf den großen Zeichenflächen gelegen oder gekniet und entworfen und gezeichnet. Es hat mir später oft gegraut, wenn mir die Stöße von Zeichnungen wieder zu Gesicht kamen, die sich als Reste des Gesamten durch die Bauzeit hindurch erhalten hatten und nur einen kleinen Teil des von mir Geleisteten darstellten.

Die große Arbeit war endlich vollendet. Ich hatte die Absicht, alle Arbeiten von Meininger Meistern und Handwerkern ausführen zu lassen, wozu der Herzog zustimmte. Ich hatte alle Arbeiten zeichnerisch bis in die Einzelheiten vorbereitet, nun bereitete ich die Bauausführung vor. Ich vergab die Arbeiten an die entsprechenden einzelnen Handwerksmeister und Geschäfte. Ich war nun frei für die Vorbereitungen zu meinem zweiten Staatsexamen, dem preußischen Regierungsbaumeisterexamen. Ich hatte die Vorarbeiten für den Schloßumbau erst vollständig fertig machen wollen, bevor ich mit meinen Examenarbeiten begann. Wäh-

rend meiner Examenarbeiten konnten die Arbeiten für die Innenräume in den Werkstätten vorgearbeitet werden, so daß nach meiner Rückkehr aus dem Examen mit den tatsächlichen Ausführungsarbeiten an Ort und Stelle begonnen werden konnte. Ich sollte für mein Examen Urlaub mit Gehalt erhalten. Hoppe bewirkte es, daß das Gehalt gestrichen wurde, da ja Urlaub allein genügte, um mich zu fesseln.

Man rechnete damals, daß ein Baumeisterexamen etwa ein Jahr Vorbereitungszeit erforderte, meist wurde die Zeit dafür noch länger. Die Examenarbeit bestand in der Ausarbeitung eines Entwurfes für irgend einen großen Monumentalbau, die Aufgaben waren unnötigerweise derartig groß gestellt, daß für die wenigsten ein Jahr Arbeit zu ihrer Bewältigung ausreichte. Wenn die Entwurfsarbeit als genügend befunden wurde, konnte der Kandidat in das sogenannte schriftliche und mündliche Examen gehen. Dieses bestand wieder in Entwurfsarbeiten, jedoch ohne Ausarbeitung größerer Bauten, was etwa eine Woche dauerte, und einer mündlichen Prüfung in allen Baufächern einschl. der Baugeschichte. Mir waren die näheren Bestimmungen, die zur Zeit galten, nicht in allen Einzelheiten bekannt. Ich reiste deshalb nach Berlin, um mich über alles näher zu unterrichten. Es war ziemlich selbstverständlich, daß die Examenvorbereitungen in Berlin gemacht wurden. Hier hatten die Kandidaten alle Hilfsmittel an der Hand, vor allem auch technischen Rat in ihren Nöten. Es bestanden unter den Kandidaten, die in ziemlicher Menge vorhanden waren, besondere Vereine zu dem Zweck der Vorbereitung, der Einpaukereei zum Examen. In diesen Vereinen war seit Jahren alles für das Examen gebrauchte, alle Aufgaben, Fragen usw. gesammelt worden, die den Kandidaten zur Benutzung verfügbar waren.

Es war das erste Mal, daß ich in Berlin war. Ich war ohne Vorurteil dahin gefahren, nur mit Neugierde. Der gewaltige Verkehr machte mir Eindruck, aber angenehm war mir die Stadt und ihre Bewohner nicht. Die prunkvollen Häuser mit ihrem Übermaß von Granit, Bronze und Marmor machten auf mich den Eindruck von einer Saloneinrichtung bei Emporkömmlings. Die Bewohner waren mir nicht angenehm durch ihre Gemütsarmut in Tonart und Benehmen. Der zur Schau getragene Witz erschien mir häufig als Ungezogenheit. Ich habe in Berlin damals schon und auch später und auch außerhalb Berlins häufig Berliner getroffen, Einzelne und Familien, die mir sehr gut gefielen und mir wirklich Achtung vor Berliner Leben und Berliner Geist einflößten, aber ich habe doch den ersten Eindruck von der Berliner Durchschnittsbevölkerung behalten. Mir ging die Exameneinpaukereei gegen das Gefühl. Ich trat in keinen derartigen Verein ein. Ich beschloß auch, mich nicht in Berlin für das Examen vorzubereiten, dazu hätte mir auch das Geld gefehlt. Ich beschloß vielmehr, mich in Wiesbaden im Elternhaus für mein Examen vorzubereiten und reiste dorthin trotz des Abratens meiner Berliner Kollegen ab.

Meine Eltern waren mit meinem Aufenthalt in Wiesbaden einverstanden. Ich hatte mich schon von Meiningen aus bei der Berliner Prüfungsbehörde zum Examen gemeldet und die Nachricht erhalten, daß ich zugelassen sei. Meine große Entwurfsaufgabe würde mir demnächst zugehen. Wenige Tage nach meiner Ankunft in Wiesbaden traf der Brief aus dem Berliner Ministerium mit meiner Aufgabe ein. Ich hatte dem Vater gesagt: „Es ist mir gleich, was für eine Art Aufgabe ich bekomme, nur nicht ein Theater“. Ich öffnete das Kuvert, richtig — ein großes Theater für eine Provinzialhauptstadt. Nun, damit würde ich auch schon fertig werden, wenn es auch eine besonders große und schwierige Arbeit war. —

Im Elternhaus war kaum ein Raum, der für ein Zeichenbureau geeignet gewesen wäre. Ich mietete deshalb in dem uns schräg gegenüberliegenden Haus Geisbergstraße 15, das ziemlich hoch über uns in einem großen, parkähnlichen Garten an der Berglehne stand, ein Schlafzimmer und ein dort vorhandenes Bureau. Das stattliche Haus war von Bauinspektor Malm vor Jahren für sich und seine Familie gebaut worden. Malm war geborener Wiesbadener, er war als Baubeamter im Nassauischen Staatsdienst tätig gewesen und war 1866 vom preußischen Staatsdienst als Bauinspektor mit übernommen worden. Vor einigen Jahren war er gestorben. Die Witwe bewohnte mit ihren beiden erwachsenen Töchtern — eine dritte war schon seit einigen Jahren verheiratet, — noch das untere Stockwerk, das übrige Haus war vermietet. Wir waren mit der Familie Malm gut bekannt, wenn auch nicht gerade näher befreundet, wie es eben Nachbarn sind, die auf gutem Grußfuß miteinander stehen. Das Bureau lag im erhöhten Untergeschoß. Es hatte etwas mangelhaftes Licht, aber für meine Zwecke ge-

nügte es. In ihm arbeitete ich nun unverdrossen Tag für Tag an meinem Theaterentwurf. Erholung fand ich in den abendlichen Spaziergängen, zu denen mich mein Wiesbadener Freund Zollmann abholte. Zollmann war Studienfreund noch von Aachen her, er war Ingenieur. Es kamen aber auch unfreundliche Tage, an denen kein Spaziergang möglich war. An einem solchen Tage entschloß ich mich, allerdings erst nach langem Zaudern, bis ich meine Zaghaftigkeit überwunden hatte, nach dem Nachmittagskaffee auch einmal zu einem Plauderbesuch zur Familie Malm hinaufzugehen. Ich kam als eigentlich fremder Mieter, für den auch ich mich hielt, wahrscheinlich etwas unerwartet und verlebte ein angenehmes, sehr anregendes Plauderstündchen. Unfreundliche Tage kamen noch manchmal, und noch manchmal überwand ich meine Scheu, um einen Besuch zu ermöglichen. Die Überwindung der Scheu fiel mir immer leichter, und schließlich waren mir die unfreundlichen Tage sehr erwünscht und wurden von mir mit Ungeduld erwartet, weil sie mir den Vorwand zu einem Besuch gaben. Ich wollte es mir nicht gestehen, aber ich konnte mich nicht gegen die Wirklichkeit verschließen, daß in mir eine tiefe Neigung erwachsen war, die mich zu der älteren der beiden Schwestern hinzog. Ich war beglückt, als ich zu bemerken glaubte, daß meine Neigung nicht einseitig war, aber in mein Glück und meine Sicherheit mischten sich Zweifel und Zagen. Ich bezwang mich, durch Äußerlichkeiten meine Neigung offenbar werden zu lassen; ich war ja noch nichts und wollte erst etwas werden.

In einigen Monaten, in viel kürzerer Zeit, als es üblich war, lag meine Entwurfsarbeit fertig vor. Sie war zunächst natürlich nur nach meiner Anschauung gut ausgefallen. Ich schickte sie nach Berlin ein und erhielt von dort nach kurzer Zeit die Nachricht, daß sie angenommen sei und daß mir in Kürze der Zeitpunkt für mein mündliches und schriftliches Examen mitgeteilt werden würde. Ich nahm an, daß dieser Zeitpunkt ebenfalls in kurzer Zeit liegen würde und beschloß die Zeit bis dahin in Berlin zuzubringen, wo ich auch, was mir wünschenswert war, näheres über den Umfang der Prüfung im mündlichen Examen erfahren konnte. Ich reiste nach Berlin. Dort mietete ich mir in der Gneisenaustraße ein freundliches, nach meinen Anschauungen sogar elegant ausgestattetes Zimmer bei einer alleinstehenden ältlichen Jungfrau zwischen 30-40 Jahren. Ich sah meine Wirtin nur, wenn sie nachmittags im höchsten Staat in Samt und Seide ausging. Heim kam sie dann erst wieder des Morgens gegen oder nach 4 Uhr. Großstadtleben! — In Berlin hatte ich mich in den ersten Tagen auch nach dem Schicksal meines Theaterentwurfs erkundigt; ich erfuhr von dem Beamten, der diese Arbeit in Verwahrung hatte, daß meine Arbeit das ganz seltene Prädikat „vorzüglich“ erhalten hatte. Ich erhielt auch jetzt bestimmte amtliche Nachricht über den Zeitpunkt meines schriftlichen und mündlichen Examens. Dasselbe lag aber leider eine ganze Zahl von Monaten hinausgerückt. Das war mir nicht erwünscht, denn ich wollte mein Examen aus einer ganzen Menge Gründe, worin das Geld auch eine Rolle spielte, in möglichst kurzer Zeit machen. Ich wandte mich deshalb in einer Eingabe an die Prüfungsbehörde und bat um eine möglichst frühe Festlegung meines Examens, was vielleicht dadurch geschehen könne, daß ich anstelle eines vorläufig zurücktretenden Kandidaten eingeschoben würde. Solche Rücktritte kamen bei einzelnen Kandidaten infolge Examenangst ziemlich häufig vor, Gesuche um Verschiebung in einen früheren Termin allerdings nicht. Meine Kollegen beurteilten mein Unterfangen mit Kopfschütteln, vielleicht auch mit heimlichem Mitleid. Ich erhielt schon bald die Nachricht, daß meinem Gesuch willfahrt sei, zugleich mit der Bestimmung eines Zeitpunktes für mein Examen, das nur noch einige Wochen entfernt war. Diese Zeit benutzte ich natürlich zu eifrigem Vorbereitungsstudium. Als Erholung dienten mir einsame Abendspaziergänge auf dem nahen Tempelhofer Feld. Da hatte ich einsame Weidefläche vor mir und großen Himmel über mir und war frei vom Berliner Menschengewimmel.

Zum vorgeschriebenen Termin ging ich ins Examen. Wir waren etwa acht oder zehn Kandidaten. Die schriftlichen Aufgaben, Entwürfe für Großbauten, machten mir keine Schwierigkeiten. Ich war früher fertig mit meiner Arbeit als meine Kollegen, durfte entsprechend früher den Prüfungsraum verlassen und konnte die gewonnene Zeit zur Erholung oder zum Studium benutzen. Dieses sogenannte schriftliche Examen dauerte einige Tage. Daran schloß sich das mündliche Examen, das ebenfalls einige Tage dauerte. Auch die mündliche Prüfung bot mir keine Schwierigkeiten. Ich erinnere mich noch mit etwas Vergnügen daran, wie mich in einem Spezialfach ein Examinator, ein höherer Baubeamter, im Bibliothekenbau

prüfte. Er frug mich, was die Hauptsache an einer Bibliothek sei. Sein freundliches Wesen hatte mich etwas keck gemacht. Ich antwortete ihm, die Hauptsache sei, daß die Bibliothek gut katalogisiert sei. Er lachte, und indem er auf die Tonart, die ich angeschlagen hatte, einging, gab er mir recht. Wir unterhielten uns dann im Folgenden über Bibliotheken und andere wichtige Monumentalbauten zu beiderseitiger Zufriedenheit.

Ein paar Tage nach dem Examen wurden wir sämtliche Kandidaten nach dem Ministerium beordert zur Verkündigung des Ergebnisses. Wir hatten uns in einem oberen Vorraum an der Haupttreppe versammelt. Da erschien ein Diener mit einem blauen Kuvert. Ein blaues Kuvert ist ein äußeres Zeichen für das Nichtbestandenhaben. Ich sehe noch, wie der Adressat, ein netter, mir in seinem Wesen sehr sympathischer Kollege, den Brief mit aschfahlem Gesicht nahm, las und dann ohne ein Wort mit gesenktem Kopf langsam die breite Haupttreppe hinabging, hinunter zu seiner Braut, die unten auf der Straße auf ihn wartete. Wir andern wurden in einen kleinen Saal geführt und der Reihe nach nebeneinandergestellt, ich allein mit etwas Abstand von ihnen auf den linken Flügel. Ich glaubte, dies geschehe, weil ich der einzige Nichtpreuße war. Nun kam der Vorsitzende der Prüfungskommission, ein hoher Beamter des Ministeriums. Nach einer kurzen Ansprache verkündete er, daß wir sämtlich das Examen bestanden hätten. Dann schritt er auf mich zu, ergriff meine Hand und fuhr fort, daß es ihn freue, mir besonders mitteilen zu können, daß ich das Examen mit Auszeichnung bestanden habe, wozu er mir gratuliere. Ich war ganz betäubt. Das hatte ich nicht erwartet. Ich wäre schon zufrieden gewesen, wenn ich das Examen einfach bestanden hätte. Aber wie stolz über meinen Erfolg und wie glücklich war ich nun. — Und dann: Geisbergstraße 15!

Nach Meiningen berichtete ich kurz, daß ich mein Examen bestanden habe. Am nächsten Tag fuhr ich nach Wiesbaden. Meine Eltern waren natürlich erfreut über meinen Erfolg, aber im übrigen hatten sie den Kopf voll von einer anderen Familienangelegenheit. Für den nahen Pfingsttag war die Verlobung meiner Schwester festgesetzt. — Am nächsten Tag ging ich natürlich nach Geisbergstraße 15. Es war der Tag vor Himmelfahrt, die auf den 3. Juni 1886 fiel, und wunderschönes Frühlingwetter. Wir verabredeten den nächsten Morgen einen Ausflug auf die hohe Kanzel, den höchsten Taunusberg bei Wiesbaden zu machen. Schon bei Tagesgrauen brachen wir am nächsten Morgen auf, mein jüngerer Bruder Harry, meine jüngste Schwester Doris, die beiden Schwestern Malm, mehrere Kinder und ich. Es war herrlich in dem hohen Buchenwald unter dem frischen, leuchtenden Grün der breiten Äste zu gehen. Nur war es trotz der Frühe recht schwül. Oben auf dem Kamm des Berges machten wir bei einem uralten, steinernen heidnischen Opferaltar Frühstücksrast. Der Himmel hatte sich umzogen, in der Ferne hörte man Donnerrollen. Das Grollen ging in kurzer Zeit in Rollen und Krachen über, dazu erhob sich ein gewaltiger Sturm, und der anfänglich leise Regen verwandelte sich rasch in prasselnde Gewittertropfen, die durch unsere Schirme durchschlugen und uns vollständig durchnäßten. Wir mußten uns eilen, den oberen Anfang eines Quertals zu erreichen, das abwärts führte. Dort hatten wir unter den breiten Buchenästen wenigstens Schutz vor dem Sturm, aber Blitz und Donner und Regen dauerten unvermindert, wenn auch durch kurze Pausen unterbrochen, fort. Wir zwei gingen am Schluß, wir hatten trotz des Unwetters während des Weges miteinander geplaudert und setzten unsere Unterhaltung, die das Unwetter außer Acht ließ, weiter fort. In einer Pause zwischen Blitz und Donner fragte ich sie unter Bezugnahme auf das Unwetter, was wir eben durchmachten, ob sie wohl mit mir durch das Leben gehen würde, auch wenn es mitunter stürmisch sei. Sie bejahte freudig und fuhr fort, sie würde mit mir gehen, wohin ich sie auch führen würde. — Wir hatten uns gefunden, der glücklichste Tag meines Lebens! — Wir eilten den Vorausgegangenen nach und stellten uns als junges Brautpaar vor.

Die nächsten Tage in den Elternhäusern waren so, wie sie wohl in jedem Elternhaus sind, in welchem sich ein junges Brautpaar befindet. Am ersten Pfingsttage verlobte sich auch meine Schwester Doris. Am Tag nach den Pfingstfeiertagen erhielt ich einen dicken Brief vom Staatsministerium in Meiningen. Der Brief enthielt mein Anstellungsdekret als Hofbaumeister und zugleich die Aufforderung, meine Stelle so rasch wie irgend möglich anzutreten. Das kam mir, so sehr es mich freute, doch etwas zu rasch. Erstlich hatte mich das Examen doch etwas angestrengt und ich hatte eine Ruhepause zur Erholung nötig, zweitens hatte ich mich eben verlobt und wollte mich nicht sofort wieder von meiner Braut trennen,

und drittens war eine Hauptsache, die mit der Stellung zusammenhing, erst klarzulegen und zu ordnen, ehe ich die Stelle überhaupt annahm. Der Vater hätte es am liebsten gesehen, wenn ich am nächsten Tage nach Meiningen gereist wäre und meine Stelle angetreten hätte, aber ich ließ mich nicht beirren. Ich schrieb nach Meiningen, bedankte mich für die Anerkennung, die mir durch die Übersendung des Anstellungsdekrets gegeben worden war, und teilte mit, daß ich gerne in dem Dienst meines Heimatlandes tätig sein würde, und daß ich gerne die Stelle des Hofbaumeisters übernehmen würde, aber ich müßte vorher völlige amtliche Klarheit über alles, was mit meiner Stellung zusammenhinge, über meinen Tätigkeitsbereich usw. haben, ehe ich die Stelle übernehmen könnte, und insbesondere müßte ich, was für mich Hauptsache sei, amtliche Klarheit und Bestimmtheit bezüglich meines Vorgesetztenverhältnisses haben. Ich müßte erklären, daß, wenn etwa Hoppe in meiner Stellung mein direkter persönlicher Vorgesetzter sein würde, ich die Stellung nicht annehmen könne und würde. — Schon nach wenigen Tagen erhielt ich Antwort aus dem Ministerium, und zwar schrieb Hoppe selbst, wie eingangs des Briefes gesagt wurde, im Auftrage des Ministeriums. Der Brief war mit Aktenzeichen und Dienstsiegel des Ministeriums versehen, war also ein amtliches Schreiben des Ministeriums. — In dem Brief war mitgeteilt, daß Hoppe nicht mein direkter persönlicher Vorgesetzter sei, daß er mit der Hofbauverwaltung dienstlich nichts zu tun habe und sich außerdienstlich nicht in meine Geschäfte einmischen werde. Im übrigen enthielt der Brief nähere Angaben über meine Stellung und mein Tätigkeitsbereich. Die Hofbauverwaltung war eine selbständige Verwaltung, die unmittelbar unter dem Ministerium und dem Herzog stand. Dem Hofmarschallamt war die Hofbauverwaltung nicht untergeordnet, sondern als gleichgestellt beigeordnet. Der Hofbaumeister, der Vorstand der Hofbauverwaltung war, war nicht Hofbeamter, sondern etatsmäßiger Staatsbeamter, der in seinen Bezügen, Pension usw. mit den übrigen entsprechenden Staatsbeamten rangierte. — Für mich war die Hauptsache, ich war frei von Hoppe. Ich sagte zu und reiste nach Meiningen zum Antritt meiner Stelle. In Meiningen hatten seit 2 Wochen die Rohbauarbeiten für den Schloßumbau zunächst unter der Leitung Hoppes begonnen. Der Herzog hatte den frühen Anfang gewünscht, damit die Arbeiten bis zum Herbst fertig würden, da die Zeit meiner Rückkehr noch ungewiß war. Eine andere und zwar unliebsame Überraschung erwartete mich noch. Ich fand einen überaus freundlichen Brief des Herzogs vor, in welchem er mir zu meinem Examen und zum Antritt meiner Stellung gratulierte, in welchem er mir aber auch schrieb, daß er großes Gewicht lege auf eine möglichst rasche Förderung der Bauarbeiten, und daß er deshalb wünsche, daß ich mit Hoppe gemeinsam die Arbeiten ausführe. Das war eine Umgehung der Zusage, die mir das Ministerium gegeben hatte. In dem Brief des Herzogs war ja freilich nichts von einem Vorgesetztenverhältnis Hoppes gesagt, aber ich wußte bei dem Charakter Hoppes, was ich von einer Gemeinsamkeit der Arbeiten halten konnte, und sah die Unzuträglichkeiten voraus, die entstehen würden. Außerdem empfand ich es als eine Ungerechtigkeit gegen mich, daß mir, der ich allein die künstlerischen Entwurfsarbeiten geleistet hatte, nun für die Ausführungsarbeiten ein sogenannter Mitarbeiter beigegeben wurde, der, wie bei ihm vorauszusehen war, nach Vollendung der Ausführung, bei der mir naturgemäß der größere Teil zufiel, seinen Anteil, wie ebenfalls zu erwarten war, den größeren Anteil, an dem Gesamterfolg, also auch dem künstlerischen, für sich in Anspruch nehmen würde. Die von mir erwarteten Unzuträglichkeiten ließen nicht lange auf sich warten. Sie traten auch in Störungen und Stockungen des gleichmäßigen Fortlaufs der Ausführungsarbeiten auf. Sie hatten ihren Grund darin, daß Hoppe meine gegebenen Anordnungen durchkreuzte oder ihre Ausführung hinderte. Dem Herzog, der sich für alle Einzelheiten im Fortgang der Arbeiten interessierte, fielen die Stockungen und Störungen unliebsam auf. Ich konnte leicht und einwandfrei ihre Ursachen nachweisen. Der Herzog bestimmte hierauf, daß Hoppe von der weiteren Mitarbeit ausscheiden solle und ich allein die weiteren Arbeiten leiten solle. Ich war also Hoppe wieder los. Die Arbeiten schritten nun weiter ungestört voran. Es war sehr viel Arbeit zu leisten durch die Umständlichkeit, die so außerordentlich viele Kleinigkeiten in einem Innenausbau hervorrufen. Aber die Arbeiten schritten voran und ließen allmählich erkennen, wie das Ganze werden würde und daß es erwartungsgemäß sein würde. Dem Herzog gefielen die fertigwerdenden Räume sehr gut. Aber nun wünschte er, daß immer weitere Räume in den Umbau mit einbezogen würden. Anstatt fertig zu werden, mußte an neuen Entwürfen und Ausführungen in größter Beschleunigung weiter gearbeitet werden. Endlich, endlich waren sämtliche Bauarbeiten fer-

tig und die Räume zur Benutzung und zum Einzug fertiggestellt. Es war alles gut ausgefallen und ich konnte, wenigstens vorerst nach meiner eignen Überzeugung, auf mein geleistetes, großes Werk stolz und mit ihm zufrieden sein. Ich konnte nun auch zu meiner Hochzeit nach Wiesbaden reisen, die ich immer wieder hatte hinauschieben müssen. Am 18. November 1886 heirateten wir in Wiesbaden. Eine kurze Hochzeitsreise führte uns nach Berlin, was meine Frau noch nicht kannte, dann fuhren wir über den Thüringer Wald Oberhof—Suhl nach Meiningen. Meiner Frau gefiel das schöne Land mit seinen waldigen Bergen und den freundlichen Ortschaften. Meiningen lag besonders schön da im Sonnenglanz, als wir einfuhren. Ich hatte ein kleines Haus etwas abseits der Stadt am Fuße des Drachenbergs mieten können und für uns eingerichtet. Wir gingen zu Fuß vom nahen Bahnhof in unser Heim. Wie freundlich und behaglich sah unsere Wohnung mit den neuen wunderschönen Möbeln aus, wie hell und anmutend das Wohnzimmer, in das die Sonnenstrahlen schräg hineinfielen. Wir waren glücklich wie Kinder nach der Weihnachtsbescherung.

Nach acht Tagen war mein Hochzeitsurlaub zu Ende und es begann wieder der Dienst. Er begann wieder mit einer Überraschung, diesmal einer freudigen. Der Herzog teilte mir in einem freundlichen Brief mit, daß er mir die Summe von 5000 *M* überwiesen habe zu einer Reise den Winter über nach Italien. Die Reise solle keine Studienreise sein, sondern eine Erholungsreise, ich solle deshalb auch meine Frau mitnehmen. — Ich ging nicht — nein, ich lief heim, um meiner Frau die Freude mitzuteilen. Auf unsere Freude wurde ein giftiger Tau gesprengt. Nach einigen Tagen erhielt ich vom Ministerium ein Schreiben, in welchem mir mitgeteilt wurde, daß ich Hoppe als meinen Vorgesetzten zu betrachten habe. Der Brief, der einen Wortbruch krassester Art darstellte, war eine Gemeinheit, im bürgerlichen Leben hat man für so etwas noch bezeichnendere Ausdrücke. Ich hatte als ausdrückliche Bedingung für meine Übernahme der Stellung die Zusage verlangt, daß Hoppe nicht mein direkter persönlicher Vorgesetzter sein würde, und diese Zusage wurde mir vom Ministerium amtlich gegeben. Jetzt wurde diese gegebene Zusage kaltblütig gebrochen. Der Brief war, wie ich nachträglich erfuhr, von Hoppe veranlaßt worden. Der Zeitpunkt für den Brief war außerordentlich geschickt gewählt, denn ich befand mich in einer Zwangslage. Auf den preußischen Staatsdienst hatte ich verzichtet durch meinen Eintritt in den Meininger Staatsdienst. Es würde für mich voraussichtlich mit Umständen, mindestens mit viel Zeitverlust verknüpft sein, zu erreichen, daß ich wieder in ihn zurückgenommen wurde. Ich war außerdem jung verheiratet, da vermeidet man, eine erworbene Lebensstellung mit einem Schlage über den Haufen zu werfen. Es lag also nahe, anzunehmen, daß ich mir den Wortbruch, der mich auf das Äußerste erregen mußte, notgedrungen gefallen lassen würde und bleiben würde. blieb ich aber, nun so mußte der Ärger, der mir durch den Brief eingebracht worden war, mindestens für die ganze Dauer meiner italienischen Reise, voraussichtlich auch noch weit darüber hinaus vorhalten.

Ich war natürlich empört über diesen Brief. Ich ging zum Minister zur persönlichen Unterredung. Ich wies den Minister, es war Ziller, auf die von mir gestellte Bedingung hin, auf die mir amtlich gegebene Zusage und auf den jetzigen amtlichen Brief des Ministeriums, der damit in unvereinbarem Widerspruch stände. — Der Minister beschwichtigte mich. Er sagte mir, ich dürfe den Brief nicht auffassen dahin, daß Hoppe mein direkter persönlicher Vorgesetzter sei, das sei er auch nicht. Er sei nur insofern ein Vorgesetzter, als er als Referent dem Ministerium angehöre, das meine vorgesetzte Behörde sei. — Man ist geneigt, das zu glauben, was man gerne hören möchte, besonders wenn man in einer Zwangslage ist. Ich ließ mich also von dem Minister, ich will sagen, beschwichtigen und blieb. Ende Dezember bei grimmiger Winterkälte traten wir unsere Reise nach Italien an. Sie führte uns nach kurzem Aufenthalt in dem tiefverschneiten Salzburg, wo ich mir auf Wunsch des Herzogs einige alte gotische Zimmer ansehen sollte, nach der ersten größeren italienischen Stadt, Verona. Die zweite Stadt war Venedig. Als wir die erste Nacht in Venedig im Mondschein an unsern Fenstern standen und hinaussahen auf die fremdartige nächste Umgebung vor uns und über sie hinaus auf die weite spiegelnde Fläche des Meeres, da zupfte ich an mir herum. War ich wirklich der kleine Hermanns Albert aus Lehesten, der hier als Erwachsener mit seiner Frau stand? In dem märchenhaften Venedig, in dem Venedig, von welchem er in Lehesten in der Schule in seinem Thüringer Lesebuch gelesen hatte, aus welchem in früherer Zeit die Venezi-

anermänner nach dem Thüringer Wald gekommen waren, um dort wertvolle Erze und Edelsteine zu suchen und zu holen? Ich will keine italienische Reisebeschreibung geben, es gibt davon mehr als genug. Unser Weg führte uns über Florenz, Rom weiter nach Süden, nach Neapel, Capri, Amalfi und dann später auf der Westküste Italiens wieder nach Norden nach Genua, Mailand. Wir waren keine Reisenden der üblichen Art, die mit dem Bädiker in der Hand die Kunstschatze Italiens registrierten. Wir betrachteten die herrlichen Kunstwerke unbeeinflusst, ließen ihre Schönheit auf uns wirken und suchten sie zu erfassen und in uns aufzunehmen. Aber wir begnügten uns nicht mit den Kunstwerken, sondern wir betrachteten das Land und das andere Volk in gleicher Weise. — Die italienischen Bauwerke machten auf mich als Architekten Eindruck. Ich betrachtete sie nicht als Vorbilder für neu zu schaffendes, sondern ich bewunderte sie als vollendete Kunstschöpfungen eines anderen Volkes mit anderen Kunstanschauungen; die Vorrechte, die ich meinem deutschen Kunstempfinden entsprechend in mir den deutschen Bauten eingeräumt hatte, blieben von ihnen unberührt.

Die herrlichen Schönheiten der italienischen Landschaft genossen wir mit Bewunderung und Genuß. Wenn wir auf dem Gipfel des Vesuv in die grausige, glühende Tiefe des Kraters sahen oder von dem Gipfel des gewaltigen Berges Rundblick über einen der schönsten Teile der Erde hatten, wenn wir von dem alten Sarazennest Ravello auf das eigenartig fremde Land unter uns blickten, wenn wir vom Gipfel des Monte Solaro auf Capri den Blick richteten in die unendliche Bläue des Meeres und des Himmels, in dem die ferne Südküste verschwand, so verglichen wir nicht mit unserer Heimat, aber wir wußten, daß unsere Heimat auch schön war in ihrer Eigenart, für uns noch schöner, weil sie unsere Heimat war. Mit der zunehmenden Beherrschung der Sprache wichen wir immer häufiger von der großen Heerstraße ab und suchten Gegenden auf, in denen wir Volk und Land unverfälscht kennen lernen konnten. Wir haben damals eine große Vorliebe für Italien bekommen. Wir sind in späteren Jahren noch sehr oft in Italien zu kürzerem und längerem Aufenthalt gewesen und haben dort nie ein unangenehmes Erlebnis gehabt, sondern haben von jedem Besuch an Land und Volk nur angenehme Erinnerungen zurückbehalten.

Nachdem wir noch Anfang März oben auf dem Gipfel des Monte Solaro auf Capri im warmen Sonnenschein auf dem Rasen gelegen hatten, der mit blühenden Krokus übersät war, fanden wir bei unserer Heimkehr Ende März in Meiningen noch tiefen Winter mit hohem Schnee vor. Der Winter hielt noch reichlich vier Wochen an. Zum Schluß meiner Reise in Italien erfuhr ich durch Privatmitteilungen Ende Februar 1888 von dem Tode der Frau Herzogin Mutter und zugleich, daß große bauliche Veränderungen am Schloß Altenstein beabsichtigt seien und bereits vorbereitet würden. Schloß Altenstein war zu der Zeit meiner Hofbaumeisterzeit der Sommersitz der Frau Herzogin Mutter. Ich hatte lediglich die bauliche Instandhaltung des Schlosses zu überwachen.

Nach der Brücknerschen „Landeskunde“ wurde das Schloß Altenstein, dessen Stelle jetzt das von mir erbaute Schloß einnimmt, im Jahre 1736 von dem italienischen Baumeister Rossini erbaut, wie Brückner in seiner „Landeskunde“ sagt: „leider nicht wie das alte (nämlich die Burg von 1580) mit der Hauptfassade nach Süden (vielmehr Südwesten), sondern, wider Herzog Anton Ulrichs Erwarten, nach Osten gerichtet“. — Der Herzog (Georg II.) sagte mir vor dem Schloß in Altenstein, als wir bei Beginn des Baues über die Lage des alten Schlosses sprachen, daß sein Urgroßvater den Baumeister mit seinem Stocke verprügelt und davongejagt habe. Er fügte lachend hinzu, er würde ja so etwas nicht tun! —

Der italienische Baumeister hat mit der von ihm gewählten Lage des Schlosses nach meiner Anschauung recht gehabt. Für eine Zwing- und Raubburg, wie es die Burg von 1580 war, war die Lage an der Südwestseite des Felsens, die die Übersicht über die Straße, sowie über das Werratal und die Ereignisse dort ermöglichte, trotz ihrer Unwirtlichkeit geboten. Diese Unwirtlichkeit, die schutzlose Lage gegen den Sonnenbrand und gegen die tobenden, gerade an jener Stelle zusammengestoßenen Südweststürme mußten in Kauf genommen werden wegen der besonderen Zwecke der nicht des ruhigen Wohnens wegen errichteten Burgveste. — Ein Schloß dagegen, welches als vornehmer Landsitz nur dem behaglichen Wohnen und dem Genießen der herrlichen Umgebung dienen sollte, konnte nur in geschützter, der gewählten Lage errichtet werden, das Genießen des Fernblicks zu passenden Zeiten in offene oder gedeckte Terrassen an der Südwestseite verweisend. — Der italienische Baumeister hat

mit seinem Verständnis die ganze Baugruppe, das Schloß mit den Nebengebäuden, in die landschaftliche Umgebung hineingepaßt, kein Mißton störte die Harmonie beider. —

Ich schrieb sofort an den Herzog, daß, wenn ein Umbau bevorstehe, ich meinen Aufenthalt abbrechen und gleich zurückkehren wollte. Der Herzog schrieb mir wieder, daß er allerdings Altenstein instand setzen lassen wolle, daß sich das aber auf die Durchbrüche einiger neuer Türen und einige andere Kleinigkeiten beschränke, ich solle ruhig in Italien bleiben. Da ich aber durch weitere Privatnachrichten hörte, daß Oberbaurat Hoppe an Altenstein arbeite, hatte ich keine Ruhe mehr und reiste Ende März wieder nach Meiningen zurück. Dort fand ich einen Entwurf (1:100) des Oberbaurat Hoppe für den Neubau des Schlosses Altenstein vor und erhielt den Auftrag des Herzogs, diesen Entwurf auszuführen. Der Grundriß des Hoppeschen Entwurfs war nichts Neues, sondern der Grundriß des bestehenden Schlosses mit einigen vom Herzog gewünschten Anbauten und verschiedenen vom Herzog angegebenen Änderungen im Inneren. Die Fassade dagegen und die ganze Gestaltung des Äußeren war eine durchaus neue und der bisherigen Art des Schlosses entgegengesetzt. Ich war entsetzt über diese Fassade, nicht nur über ihre handwerksmäßige Nüchternheit, sondern auch wegen ihrer Unzweckmäßigkeit in Bezug auf die Nichtbeachtung der klimatischen Verhältnisse, vor allem aber deswegen, weil durch diese Gestaltung des Baues die Einheitlichkeit und Schönheit der Gesamtanlage, das glückliche harmonische Einpassen in die landschaftliche Umgebung für alle Zeiten vollständig vernichtet wurden. — Ich legte dem Herzog die Unzweckmäßigkeit des flachen Daches und die Fremdartigkeit des neuen Baues zu seiner Umgebung in ausführlichen mündlichen und schriftlichen Mitteilungen und Schriftstücken vor. Der Herzog verschloß sich meinen Gründen nicht. Ich bekam den Auftrag, auch meinerseits zeichnerische Vorschläge, einen Entwurf für den Neubau des Schlosses zu machen. Ich legte bei meinem Entwurf Gewicht darauf, die Gesamtmasse des Schlosses, die sich ihrer Umgebung so günstig einfügte, beizubehalten; die äußere Erscheinung wurde nur insoweit geändert, als sie durch die Grundrißwünsche des Herzogs bedingt war, dabei wurde dem Ganzen an Stelle des Ausdrucks des einfachen Landhauses ein stattlicher Ausdruck, der des Schlosses, gegeben. — Ich sandte den Entwurf mit den Erläuterungen an den Herzog. Den übernächsten Vormittag erhielt ich den Entwurf zurück mit der Mitteilung vom Herzog, daß er den Entwurf dem Oberbaurat Hoppe zur Begutachtung gegeben habe und, da dieser sich gegen ihn ausgesprochen habe, er auch von der Ausführung dieses meines Entwurfs absehen wolle. — Ganz kurz darauf, vielleicht eine halbe Stunde danach, kam Hoppe an meinem Bureau vorbei, in dem man mich von der Straße aus sehen konnte. Er fragte mich, wie es mit Altenstein stünde. Ich sagte ihm, das wüßte er doch selber, er habe ja meinen Entwurf zur Begutachtung gehabt und ungünstig beurteilt. Er kam sehr in Verlegenheit und sagte, er hätte doch kritisieren müssen, sonst hätte man glauben können, er verstünde nichts davon. Ich sagte ihm, daß die Kritik doch keinesfalls über die Überzeugung hinaus und gegen die Überzeugung gehen könne. Wenn er ein Architekt sei, für den auch ich ihn hielte, dann müsse er doch die Überzeugung haben, daß mein Entwurf der Landschaft und der baulichen Umgebung angepaßt sei und keine abfällige Kritik verdiene. — Er sagte mir darauf, er sähe ein, daß er sich geirrt habe, er wolle das, was er getan habe, jedoch wieder gut machen und dem Herzog schreiben. Er setzte sich in meinem Bureau hin und schrieb einen Brief an den Herzog, den er mir zu lesen gab. Er schrieb in dem Briefe, daß seine, über meinen Entwurf geäußerte Anschauung nicht richtig sei, er habe sich jetzt überzeugt, daß mein Entwurf für den vorliegenden Fall doch der zweckentsprechendste und beste sei, und er empfehle die Ausführung dieses Entwurfes. Der Brief wurde an den Herzog geschickt, der Bote kam bald darauf zurück mit der kurzen schriftlichen Antwort des Herzogs: Ich will nicht. —

Der Herzog schrieb mir dann, da er den Hoppeschen Entwurf nicht ausgeführt haben wolle, aber auch erklärt habe, daß er meinen Entwurf nicht wünsche, möchte ich einen neuen Entwurf machen, mit Verwendung englischer Stilformen und Beibehaltung eines sichtbaren Daches. Ich vermute, daß die Wahl und die Vorschrift der englischen Stilformen auf den Einfluß der Freifrau von Heldburg zurückzuführen sind. — Ich arbeitete darauf einen neuen Entwurf mit diesen Grundlegungen aus, er fand die Zustimmung des Herzogs, und nach diesem Entwurf ist die Ausführung erfolgt. — Die Gestaltung des Schlosses Altenstein ist also nicht nach meinem freien künstlerischen Ermessen erfolgt, sondern sie ist ein Kompromiß. —

Die Bauausführung war eine sehr schwierige, einesteils dadurch, daß der Herzog auf einem Umbau anstatt eines Neubaus bestand, trotzdem ich darlegte, daß der Umbau zeitraubender, umständlicher und kostspieliger sei als ein Neubau, und daß er eine Masse Konsequenzen in den niedrigen Stockhöhen, unzweckmäßigen Konstruktionen usw. habe. Andern-teils war der Bau schwierig durch die Arbeitsverhältnisse. In Meiningen und im Werratal herrschte damals rege Bautätigkeit, so daß ich keine Bauunternehmer für Altenstein bekommen konnte und nun selbst Handwerksleute, Maurer und Steinhauer, anstellen mußte, einen Steinbruch bei Altenstein eröffnen, Sandgruben auf-tun mußte usw. Eine weitere Erschwerung des Baues entstand durch das starke Drängen des Bauherrn auf Fertigstellung zu einem bestimmten Termin (1. Oktober 1889, Besuch des Kaisers) sowie durch manche Vorschriften des Bauherrn, Arbeiten vorweg auszuführen, die durch ihr Fertigwerden die regelrechte spätere Weiterarbeit hinderten. Dazu kamen im zweiten Jahr noch Schwierigkeiten durch englische Arbeiter. Viel unnötige Arbeit und vor allem sehr viel Ärger wurden mir in dieser Zeit des Baues verursacht durch das Benehmen Hoppes. Die Hofbaugeschäfte liefen natürlich während des Baues des Altensteiner Schlosses dauernd weiter. Ich mußte deshalb in kürzeren, mitunter auch längeren Unterbrechungen von Altenstein, wo ich während des Baues auf Wunsch des Herzogs wohnte, häufig nach Meiningen reisen und dort in den laufenden Geschäften tätig sein. Hier erlebte ich dann mitunter unliebsame Überraschungen durch Schreiben des Ministeriums. Derartige Schreiben lauteten gewöhnlich: „Wir ersuchen Sie um gefällige Äußerung auf den beiliegenden Brief“. Solche Briefe waren von Hoppe. Sie lauteten nach dem üblichen Schema etwa folgendermaßen: „Auf dem Bureau des Unterzeichneten erschien der Zimmermeister so und so oder der Maurermeister so und so und gab an: die Arbeiten für den und den Bau sind vom Hofbaumeister Neumeister an den und den Zimmermeister oder Maurermeister vergeben worden, ich dagegen habe, trotzdem ich früher vielfach für die Hofbauverwaltung gearbeitet habe, keine Arbeit zugewiesen erhalten. Der Unterzeichnete (Hoppe) kennt den Zimmer- oder Maurermeister persönlich als tüchtigen Handwerksmeister, er weiß nicht, weshalb er zu den betreffenden Arbeiten nicht herangezogen worden ist. Er schreibt den vorstehenden Brief lediglich als Privatbrief, weil er es für seine Pflicht hält, dem Ministerium die Angaben des Zimmermeisters oder Maurermeisters mitzuteilen“. Unterzeichnet war Hoppe. Ich schrieb auf solche Briefe, natürlich an das Ministerium, daß die Arbeiten vorschriftsmäßig unter den in Betracht kommenden Handwerkmeistern ausgeschrieben worden seien, zu welchen auch der betreffende Handwerksmeister gehört habe, und daß ich meiner Pflicht entsprechend demjenigen unter den leistungsfähigen Handwerksmeistern die Arbeit übertragen habe, der die annehmbarsten Preise gestellt habe. — Damit war für mich und auch für das Ministerium die Sache jedesmal erledigt, aber die unnötige Arbeit hatte ich gehabt und den Ärger dazu. —

Auch durch Briefe an eine andere Stelle machte sich Hoppe bemerkbar. Grau erzählte mir, daß ihn der Herzog gefragt habe, ob er etwas davon bemerkt habe, daß ich nicht ganz normal sei. Hoppe habe ihm in einem Brief Andeutungen darüber gemacht, die er dahin auslegen müsse. Grau hatte dem Herzog mitgeteilt, daß er mich seit meiner Jugend kenne und nichts derartiges an mir bemerkt habe. Nur in Gesellschaften ginge ich nicht gerne. Der Herzog hatte darauf gelacht und gesagt, das habe nichts zu bedeuten, denn er selbst ginge auch nicht gerne in Gesellschaften. In späteren Jahren hat mir mein Meininger Nachfolger gelegentlich einmal erzählt, daß er in den Akten zufällig von den üblichen Privatbriefen Hoppes an den Herzog einen gefunden habe. Der Brief war wahrscheinlich bei der Reinigung der Akten vor seinem Amtsantritt übersehen worden. Der Brief handelte von mir. In ihm schrieb Hoppe in Bezug auf mich an den Herzog: „Es wird hohe Zeit, daß dem feurigen Pferdlein die Zügel angezogen werden“. —

Bei der Freifrau glaubte ich eine kühlere Haltung gegen mich gegen früher zu bemerken. Ich war kein eifriger Theaterbesucher und vermute, daß auf dem Umweg über das Theater gewirkt worden ist. Die Freifrau sagte bei einer Besprechung, die ich mit ihr und dem Herzog hatte, gelegentlich ziemlich spitz: „O, für das Theater hat der Herr Hofbaumeister gar kein Interesse“. Das war in Wirklichkeit nicht der Fall. Ich ging nur selten ins Theater, weil ich des Abends zu müde von der Tagesarbeit war und meine Nerven Ruhe haben wollten. Von dem

Theaterpersonal und dem was damit zusammenhing, hielt ich mich allerdings grundsätzlich fern.

Ich besuchte zuweilen die Weinstube Ritter, wo ein kleiner Kreis meist höherer Beamter verkehrte. Ein ziemlich regelmäßiger und stets gern gesehener Besucher war der bekannte Dichter Rudolf Baumbach. Er gefiel mir in seinem Wesen außerordentlich gut, und ich schloß mich ihm gerne näher an und konnte mit Freuden bemerken, daß er auch mit mir gerne verkehrte. Er war in der Gesellschaft besonders beliebt wegen seiner Unterhaltungsgabe und seines treffenden Witzes.

Die Wohn- und Schlafzimmer sollten im englischen Geschmack ausgestattet werden, auch die Holzkamine in einigen andern Räumen sollten englischer Art sein. Die Möbel waren vom Herzog bei der Firma Maple & Co. in London ausgesucht worden. Diese Firma schickte auch drei Arbeiter, die die betreffenden Zimmer ausstatten, tapezieren usw. sollten. Diese drei Arbeiter, für deren gutes Unterkommen ich sorgte, waren im Anfang fleißig und ordentlich. Als sie sich aber in die Gegend, die Bevölkerung und die Getränke eingewöhnt hatten, wurden sie nachlässig in der Arbeit. Da die Fertigstellung der englischen Zimmer die Gesamtfertigstellung des Schlosses beeinflusste, erhielt ich vom Herzog, dem ich davon Mitteilung machte, Auftrag, bei der Firma Maple & Co. Beschwerde zu führen. Meine Briefe, die ich an die Firma schrieb, legte ich vorher dem Herzog vor. Die Firma hat jedenfalls den Arbeitern, über die ich keine direkte Verfügung hatte, denn es handelte sich um Akkordarbeiten, entsprechende Vorhaltungen gemacht. Die Arbeiten gingen etwas besser voran, ich merkte aber von da aus dem Verhalten der drei englischen Arbeiter gegen mich ihre Feindseligkeit gegen mich. —

Es gelang mir, den schwierigen Bau trotz aller Hindernisse zu fördern. Die Arbeiten schritten voran, und ich war sicher, daß ich den Bau, der nahezu vollendet war, auch bis zum vorbestimmten Termin, 1. Oktober 1889, fertig haben würde. Da trat am 15. September 1889 ein Ereignis ein, welches mich veranlaßte, sofort nach seinem Geschehen meine Stellung als Hofbaumeister niederzulegen und den Meiningischen Staatsdienst zu verlassen.

Ich will an Stelle meiner bisherigen Darstellungsart einen Brief abschreiben, der dieses Ereignis behandelt. Ich schrieb diesen Brief gelegentlich einer anderen Angelegenheit am 9. Juni 1912 an meinen Meiningener Nachfolger, Hofbaurat Behlert. Herr Behlert war während des Altensteiner Baues als Bauführer bei mir tätig. Im Jahre 1913 traf ich im Herbst wieder mit Herrn Behlert zum ersten Mal seit Altenstein persönlich zusammen und zwar auf dem Architektentag in Halle. Behlert sagte mir, daß er meinen Brief vom 9. Juni 1912 dem Hofmarschall des Herzogs zum Lesen gegeben habe. Der Hofmarschall habe ihm gesagt, daß er den Brief bei Gelegenheit dem Herzog vorlegen würde. — Dies scheint nicht geschehen zu sein.

Der Brief lautet in dem, was sich auf Altenstein bezieht, folgendermaßen: „..... Nun aber doch noch zu den Altensteiner Vorgängen. Ihr Brief hat diese Vorgänge wieder für mich aufgerollt, die, trotzdem sie 23 Jahre zurückliegen, doch für mich noch nicht abgetan sind.

Ich muß etwas weiter ausholen. — Als ich nach Meiningen im Jahre 1882 kam, war ich zunächst als Regierungsbauführer unter Hoppe angestellt, der die Hofbaugeschäfte leitete, dann, nach meinem preußischen zweiten Staatsexamen, als Hofbaumeister. Ich mochte und konnte nicht sein Werkzeug sein. — Ob er in mir den Rivalen sah, ob er in mir denjenigen sah, der Grund war, daß er weniger Möglichkeit hatte, mit dem Herzog direkt zu verkehren, ob er fürchtete, daß ich von mehr Kenntnis hatte, als ihm lieb war (ich habe mir erst später manches zusammenreimen können) — ich will das hier nicht untersuchen und entscheiden. Die Tatsache will ich nur feststellen, daß er mit allen Mitteln, ich habe ja davon viel durchkosten und durchkämpfen müssen, versucht hat, mir die Stellung zu verderben, zu verleiden und unmöglich zu machen. —

Außer häufigem Besuch des Herzogs während des Schloßbaues kam mitunter auch Besuch auf den Altenstein und zwar fürstlicher, um sich den fertig werdenden Bau anzusehen. So kam eines Tages aus dem Reinhardsbrunn, das über dem Kamme des Thüringer Waldes drüben auf der Nordseite liegt, der Großherzog von Weimar mit einem Prinzen. Ich war, wie stets in solchen Fällen, Führer und Erklärer. Dem Herzog schien die Hauptsache die Kosten-

summe des Baues zu sein, wenigstens erkundigte er sich immer danach, obwohl ich ihm sagte, daß die Kostensumme nicht bestimmbar sei, da es sich um einen Umbau handele, auch nicht im voraus festgelegt sei. Ich könne auch über diesen Punkt nur dienstlich Auskunft geben. Der Prinz nahm mich schließlich bei Seite und sagte mir, wenigstens könne ich ihm im Vertrauen sagen, ob der Bau wohl auf 60 000 Mark komme. Ich konnte ihm versichern, daß er mindestens diese Summe kosten würde. Auch der König von Sachsen kam einmal in Gesellschaft der Erbprinzessin Charlotte. Charlotte war die Frau des Erbprinzen Bernhard, des ältesten Sohnes des Herzogs. Sie war die älteste Schwester Kaiser Wilhelms II. Sie war eine redelustige Dame, die gerne und lebhaft plauderte.

Die Unterhaltung, an der auch ich beteiligt war, kam auf Pferde. Sie sagte, daß sie hierfür ein ganz besonderes Interesse habe und fügte als Scherz hinzu, daß ihr als Kind der sehnlichste Wunsch gewesen wäre, einmal Droschkenkutscher zu werden. Der König war ein behäbiger, ruhiger Mann. Es amüsierte mich in seiner Sprechweise an den Anklang an den sächsischen Tonfall und des öfteren „Ei cha“ zu hören. Die beiden unterhielten sich bei unserm Rundgang sehr eifrig über das Gesehene und auch über mich; sie taten das in französischer Sprache. Da sie sich hierbei sehr anerkennend über meine Leistungen und meine Person aussprachen, nahm ich keine Veranlassung, sie darauf aufmerksam zu machen, daß ich französisch so gut verstand wie meine Muttersprache.

Eines Tages kamen der Herzog und die Freifrau in Begleitung eines mir unbekanntem Herrn. Der Herzog, der merkte, daß ich den Herrn nicht kannte und sich darüber wunderte, stellte ihn mir als den Hoftheaterintendanten Chronegk vor. Die Begegnung und die Vorstellung war mir nicht angenehm, der Mann war mir zuwider. — Chronegk war schon seit vielen Jahren am Meininger Theater. Er war als Schauspieler dahin gekommen, als auch die Freifrau von Heldburg noch als Schauspielerin auftrat, vielleicht mit ihr zu gleicher Zeit, welches ich aber nicht bestimmt weiß. Die Freifrau, damals Ellen Franz, war als hervorragende Schauspielerin die erste Kraft der Meininger Hofbühne. Chronegk war ein nur mittlerer Schauspieler, ich hatte ihn noch als Shylock im Kaufmann von Venedig und als Hexe in Macbeth gesehen.

Als die drei nebeneinander ohne zu reden durch die Flucht der Zimmer vor mir hergingen, der Herzog in der Mitte, da mußte ich mir innerlich sagen: was für besondere, weitaus-einanderliegende stille Gedanken mögen in den Köpfen der drei da vor mir vor sich gehen?

Ich war bei dem schwierigen Altensteiner Bau in der Hauptsache auf mich allein angewiesen. Die einzige technische Hilfskraft, die ich hatte, war der schon erwähnte Hofbauassistent Schmidt. Zu ihm kam im Laufe des Baues eine weitere Hilfskraft, Behlert, ein Meininger Stadtkind; er war Steinmetzlehrling bei Hofmaurermeister Weber. Weber hatte mich auf den jungen, fähigen, tüchtigen Mann aufmerksam gemacht. Auf Grund meiner Erkundigungen und Beobachtungen hielt ich es für angebracht, ihn einem über seinem jetzigen stehenden Beruf zuzuführen. Er trat auf meinen Vorschlag gerne als Hilfskraft in das Hofbaubureau ein. Er war sehr fleißig und tüchtig und entwickelte seine Kenntnisse und Fähigkeiten zu meiner Freude rasch und günstig weiter. Er wurde später, nachdem ich von Meiningen weggegangen war, nachdem er noch einige Semester in Berlin studiert hatte, mein Nachfolger, nachdem meine ersten Nachfolger, zwei Bayern, jeder nur kurze Zeit in der Hofbaumeisterstelle geblieben waren. In künstlerischen Angelegenheiten hatte es für die Freifrau nur noch England, nur noch Bayern gegeben, wurden doch sogar die Uniformen der Meininger Feldjäger (Gendarmen) wie es hieß, auf Anordnung der Freifrau, nach bayerischem Muster eingeführt. Diese waren freilich wenig davon erbaut, weil sie dadurch mitunter mit Feuerwehrlenten verwechselt wurden, was bei den früheren Uniformen nach preußischem Schnitt nicht der Fall gewesen war. Doch zurück zum Altenstein. Zu den vielen Schwierigkeiten, die der Bau durch die äußeren Umstände bot, kam für mich als weitere Erschwerung hinzu das stete Drängen des Herzogs nach Beschleunigung und sein Einmischen in technische Ausführungen, durch das er den Bau zu beschleunigen glaubte, in Wirklichkeit aber die Fortschritte erschwerte. Ich erhielt lange Briefe und seitenlange Depeschen mit allen möglichen Fragen über Anordnungen und Einzelheiten. Diese Briefe und Depeschen mußten nach dem Wunsch des Herzogs stets sofort ausführlich beantwortet werden. Das Unangenehmste für mich war dabei, daß die langen Depeschen meist erst mitten in der Nacht kamen, so daß mir die Nachtruhe gestört und

die Zeit zur Erholung gekürzt wurde, die ich wirklich nötig hatte. Ich führte ein gequältes und gehetztes Dasein. Das Drängen des Herzogs hatte seinen Grund darin, daß der Besuch Kaiser Wilhelms II. für die Zeit kurz nach dem 1. Oktober in Aussicht stand. Der Kaiser hatte sämtlichen deutschen Fürsten bereits seinen Besuch gemacht, nun wollte er auch dem Herzog von Meiningen, dem Schwiegervater seiner ältesten Schwester, seinen Besuch machen. Der Herzog wollte ihm bei diesem Besuch das fertige Schloß Altenstein vorführen. Man munkelte, daß bei diesem Besuch auch eine Rangerhöhung für die Freifrau eintreten würde, indem ihr der Kaiser den Titel und Rang einer Gräfin geben würde. Als Zeichen dieses in der Bevölkerung umgehenden Gerüchtes fand ich eines Morgens im Schloß auf einer frischen Kalkwand mit großen ungelinken Buchstaben mit Kohle angeschrieben:

„Gnädige Gräfin von Camburg“.

Aus dem Kaiserbesuch wurde nichts. Es wurde erzählt, der Kaiser habe angefragt, wer ihn in Meiningen empfinde und die Honneurs mache. Auf die Antwort des Herzogs, daß dies seine Gemahlin, die Freifrau von Heldburg, tun werde, habe der Kaiser seinen Besuch abgesagt. Der Herzog soll tief verstimmt gewesen sein über diese Absage.

Das vorstehende sind Gerüchte, deren Wahrheit ich nicht prüfen und beweisen kann. Tatsache ist, daß der geplante Kaiserbesuch nicht stattfand und daß der Herzog statt dessen unerwartet mit der Freifrau nach England reiste. Amtlich wurde mitgeteilt, daß dies aus Gesundheitsrücksichten geschehe. Der Herzog kam erst nach einigen Wochen zurück. Für mich brachten diese Wochen keine Erleichterung, denn ich erhielt jetzt die Briefe und langen Depeschen aus England. Der Schloßumbau wurde bis zum 1. Oktober fertig, aber meine Tätigkeit an ihm, sowie überhaupt meine Tätigkeit als Hofbaumeister fand drei Wochen vorher durch ein besonderes Ereignis einen unerwarteten, plötzlichen Abschluß.

Ich baute Altenstein, einen in jeder Hinsicht schweren Bau. Neben anderem wurde er mir noch erschwert durch die englischen Arbeiter, die als Akkordarbeiter außerhalb meiner Autorität standen, über die ich mich aber wiederholt wegen ihrer Saumseligkeit, deren Verantwortung allein ich zu tragen hatte, bei der Firma Maple in London im Einverständnis mit dem Herzog beschwert hatte. Die englischen Arbeiter waren infolgedessen nicht gut auf mich zu sprechen, und was am Sonntag Nachmittag vor meinem Weggang gegen mich im Schlosse Altenstein hinter verschlossenen Türen (im Zimmer der Freifrau von Heldburg) gebräut worden ist, wird wohl aus der Stimmung gegen mich hervorgegangen sein. — Es sollten an dem darauf folgenden Sonntag (15. September) die englischen Kamine probeweise in Brand gesetzt werden. Ich hatte am Freitag den Kaminfegermeister, der gekommen war, um eine von mir vermutete Undichtheit im Schlot der Hofgärtnerwohnung zu untersuchen, auch gleich die Schloten im Schloß nachsehen lassen, die er sämtlich rein und in Ordnung fand.

Von der Probe der englischen Kamine hörte ich erst am Samstag Abend durch den Kastellan, der mir auch mitteilte, daß der Herzog der Probe anwohnen würde, ich selbst hatte keinen Auftrag, bei der Probe, die ja auch nicht von mir veranlaßt war, zugegen zu sein. Ich ging aber trotzdem den Sonntag Morgen in das Schloß, um nachzusehen, ob alles in Ordnung sei. Ich fand, daß der eine Kamin im Salon nicht brannte. Ich rief den einen Engländer; dieser erklärte mir, der Schlot taue nichts, da ginge kein Rauch herein. Ich lachte ihn aus und ließ Feuer machen. Der Rauch zog zu meinem größten Erstaunen in das Zimmer. Ich sah nach und fand, daß die Engländer das Rauchrohr in den toten Raum neben den Schlot gesteckt hatten. Ich erklärte das dem Engländer, der sehr mürrisch war und sich darauf berief, daß er nach der Zeichnung gearbeitet habe, was von ihm, wie die Zeichnung beweist, erlogen war. Ich ordnete an, daß die Rohreinstellung abgeändert würde, was ja eine wirkliche Kleinigkeit war. Mittlerweile meldete mir der Kastellan, daß der Herzog gekommen sei. Ich ging zum Eingang, der Herzog beantwortete meinen Gruß gegen seine Gewohnheit kurz und frug in barschem Ton, was das für eine Geschichte sei mit dem Kamin in dem Salon. Ich antwortete ihm, daß ich eben im Augenblick auch erst davon gehört habe, daß das Rauchrohr in ein verkehrtes Loch gesteckt sei, eine Kleinigkeit, die sofort geändert werden könne, und daß ich ihm das am leichtesten aus den Zeichnungen erläutern könnte. —

Ich holte aus dem Bureau die Zeichnungen. Der Herzog sah sie aber gar nicht an, hörte gar nicht auf das, was ich sagte (die Engländer standen dabei und im offenen Nebenraum ar-

beiteten deutsche Arbeiter), und schrie mich plötzlich an. Ich will den Wortlaut, den ich nach 23 Jahren noch im Ohre habe, hier nicht niederschreiben. Der Inhalt war, daß ich ein schlechter Mensch sei, daß ich den Engländern absichtlich eine falsche Angabe gemacht habe, um sie hereinzulegen, daß ich ein Mann sei, von dem man nun den Charakter kenne. — Ich wollte mich gegen diese ungeheuerliche Anschuldigung wehren, wurde aber zum Schweigen verwiesen. — Der Herzog ging mit der Freifrau in die anderen Räume, ich blieb zunächst zurück, weil ich glaubte, daß der Herzog empfinden würde, daß er in Übereilung und Voreingenommenheit gehandelt habe, und daß er zurückkehren würde und die Angelegenheit richtiggestellt würde. Das geschah nicht. Ich ging zu meiner Frau in die Hofgärtnerei zurück, erzählte ihr das Vorkommnis und sagte ihr, daß damit meine Stellung unmöglich sei.

Ich ging den Nachmittag mit meiner Frau aus, bis gegen Abend. Gegen Abend kam Hoppe, der vom Herzog telegraphisch berufen worden war. Ich ging mit Hoppe in das Schloß, erzählte ihm sämtliche Einzelheiten der früheren und jetzigen Vorgänge und erläuterte ihm an Ort und Stelle mit den Zeichnungen die Rauchrohrangelegenheit. Hoppe ging in die Wohnung der Herrschaften zurück, mit denen er zu Abend aß. —

Ich hatte den Herzog als einen durchaus gerechten Mann kennen gelernt, der nur das Recht wollte, der aber auch deshalb begangenes Unrecht einsehen konnte. Ich war überzeugt, daß, wenn er aufgeklärt wurde, er das Vorkommnis bedauern würde, und daß ich davon noch am Abend, spätestens am nächsten Morgen Kenntnis erhalten würde. Ich täuschte mich. — Ob und welche Aufklärung Hoppe gegeben hat, habe ich nie erfahren. —

Ich reiste Vormittag nach Meiningen zurück, nachdem ich noch in Altenstein mein Entlassungsgesuch an den Herzog eingereicht hatte, in welchem ich als Grund meines Wegganges angab, daß es mir nach siebenjähriger treuer Arbeit noch nicht einmal gelungen sei, mir das Vertrauen auf meine Anständigkeit und Ehrenhaftigkeit zu erwerben. Sie ersehen daraus, daß die Mitteilungen, die Ihnen Hoppe darüber machte, daß „seine Versuche, mich umzustimmen und für Meiningen zu halten, völlig mißlingen“, daß diese Darstellung durchaus unzutreffend ist. — Ich reiste nach Wiesbaden und habe den Altenstein und den Herzog nicht wiedergesehen. Auch Hoppe habe ich nicht wiedergesehen. Er starb 1 1/2 Jahre später.

Ich hätte mich damals gegen alles das wehren können. Ich war aber so er- und verbittert, daß ich mich mit nichts mehr befassen mochte.

Ich habe meine Heimat verlassen. Nicht freiwillig, wie Sie meinen. Wenn jemand in eine Lage gebracht wird, in der er als anständiger Mensch nicht bleiben kann, kann man nicht von einer Freiwilligkeit des Verlassens dieser Lage sprechen.

Ich bin damit am Ende meiner Darstellung der Baugeschichte des jetzigen Schlosses Altenstein. — Auch der Baumeister des zweiten Schlosses ist, wie der Baumeister Rossini des ersten Schlosses, bei der Vollendung des Baues davongejagt worden. — Als ich am nächsten Tag nach meinem Weggang von Altenstein in meiner Meininger Wohnung meine Privatangelegenheiten ordnete, kam überraschenderweise Hoppe in Begleitung von Hofgarteninspektor Grau, den er sich wohl als Zeugen mitgebracht hatte. Hoppe sagte mir, er komme im Auftrag des Herzogs, der mir die Hand zur Versöhnung bieten ließe, ich möge in meiner Stellung bleiben. „Mit gebrochenem Rückgrat“? antwortete ich. „Weshalb auch hier das Wort Versöhnung? Der Herzog und ich haben uns doch nicht gezankt, der Herzog hat mir Unrecht getan. Er hat mir ungerechte Vorwürfe gemacht und hat dies in einer Art getan, die für mich kränkend war und mich vor den Handwerkern, die bei offener Tür im Nebenzimmer arbeiteten, blamiert. Das kann nur wieder gut gemacht werden durch eine Tat des Herzogs, die für ihn unausführbar ist. Wenn der Herzog mir in Gegenwart der Handwerker sagen will, daß er mir Unrecht getan habe und daß er das bedaure, will ich bleiben, anders nicht“. Damit schloß die Unterredung. Ich habe nicht erfahren, ob Hoppe sie dem Herzog wort- oder nur sinngetreu mitgeteilt hat. Für mich war nach dem Altensteiner Vorgang alles Bisherige endgültig abgeschlossen.

Meine Menschenkenntnis und Erfahrung wurden nicht nur durch das für mich große und so tief in mein Leben einschneidende Ereignis in Altenstein vermehrt, sondern auch durch kleine, mit ihm zusammenhängende Vorfälle erfreulicher und unerfreulicher Art. Als ich mich in Altenstein am nächsten Tag von sämtlichen Handwerksleuten nach kurzer Ansprache

verabschiedete und jedem die Hand reichte, weinten viele. Sie hatten mich alle gern; es waren lauter brave, gute, tüchtige Menschen, mit denen ich auch gern zusammen gearbeitet hatte. Den braven Polier Simon aus Helba, der schon beim Kirchenbau in Helba mein Polier gewesen war, habe ich nach vielen Jahren noch einmal in Helba mit meiner Frau besucht. — Als meine Frau und ich vom Altenstein weggefahren waren und unser Wagen langsam durch das Dorf Schweina unterhalb Altenstein dahinrollte, grüßten und winkten die Leute aus den Häusern, und viele kamen aus den Häusern und über die Straße, um uns zum Abschied die Hand zu drücken. Die Kunde von dem Ereignis auf dem Altenstein hatte sich rasch in der Bevölkerung verbreitet, war uns sogar schon nach Meiningen vorausgeeilt. Als wir in Immelborn, unserer Bahnstation, in unser Abteil einstiegen, saß darin die Frau des Domänenpächters von Landsberg. Der Landsberg und sein Domänengut gehörten zu meinem Dienstbereich; wir waren infolgedessen mit Mann und Frau gut bekannt. Als wir in das Abteil einstiegen, begrüßte meine Frau die darin Sitzende. Die Frau fuhr entsetzt zurück, als sie uns erkannte und starrte unverwandt, ohne den Gruß zu erwidern, von da ab durchs Fenster. —

Meine Diensträume in Meiningen, das Hofbaubureau, habe ich nicht wieder betreten. Ich erfuhr später, daß der Hofmarschall v. R. sich an den Herzog gewandt hatte und ihn darauf aufmerksam gemacht hatte, daß in allen Schlössern und sonstigen Herzoglichen Gebäuden die Öfen und Schlöte unter meiner Verwaltung gestanden hätten. Es sei Nachschau zu halten, ob von mir hierin nichts Unsachgemäßes angeordnet worden sei, das das Leben seines allergnädigsten Herrn gefährden könne. Die Nachschau hatte keine gegen mich verwertbaren Ergebnisse. Ich hatte während meiner Dienstzeit mit dem Hofmarschall, dem ich nicht untergeordnet war, sondern gleichstand, immer sehr gute dienstliche und persönliche Beziehungen gehabt.

Wenn ich während der Altensteiner Bauzeit, wo ich in Altenstein wohnte, mitunter tagesweise in dienstlichen Angelegenheiten nach Meiningen kam, pflegte ich im Sächsischen Hof zu Mittag zu essen. Ich hatte dort als Tischgegenüber den Landgerichtsdirektor von A. und einige seiner Referendare. Ich war mit sämtlichen Herren auch von früher her gut bekannt. Die Herren hatten mich auch etwa zwei Wochen vor dem Ereignis in Altenstein besucht, und ich hatte ihnen das fast vollständig fertige Schloß, das sonst für fremde Besucher unzugänglich war, eingehend gezeigt und erklärt. Als ich wieder an der Mittagstafel an meinem gewohnten Platz erschien und grüßte, kannten mich der Herr Landgerichtsdirektor und seine Umgebung nicht mehr, ich war Luft für sie! Ich konnte mir nicht versagen, sie an die frühere Bekanntschaft und den Besuch in Altenstein zu erinnern, und hatte ein Vergnügen daran, zu sehen, wie unangenehm ihnen die nicht wegzuleugnende Bekanntschaft und meine Unterhaltung war. — Ich bin in späterer Zeit zufällig einmal wieder mit dem Herrn v. A. in Wiesbaden zusammengekommen, da war er dann Luft für mich. —

Während des Schloßbaues wohnte ich in Altenstein. Es geschah das auf besondere Verfügung des Herzogs, nachdem er mir vorher persönlich seine Wünsche mitgeteilt hatte. Das Wohnen in Altenstein brachte für mich eine Gemütsbedrückung, die ich schwer empfand, denn meine Frau war dadurch allein in Meiningen und wir erwarteten unser erstes Kind. Ich kam zwar öfter nach Meiningen, da ich dort dienstlich mit den fortlaufenden Hofbaugeschäften zu tun hatte. Das gab dann wenigstens stundenweisen Aufenthalt daheim. Vor der Niederkunft wurde ich telegraphisch von der Schwiegermutter, die aus Wiesbaden gekommen war, heimgerufen. Es stand bei sonst normalen Verhältnissen eine schwere Niederkunft bevor, und die Ärzte erklärten, daß ein operativer Eingriff notwendig sei. Durch diesen Eingriff kam das Kind zur Welt, aber es starb dabei. Es war ein wunderschönes, gut entwickeltes Mädchen, unser erstes und einziges Kind. Es waren sehr schwere Wochen für uns. Meine Frau erholte sich glücklicherweise verhältnismäßig rasch. Als sie so soweit hergestellt war, daß sie wieder gehen konnte, schrieb mir der Herzog, daß er wünsche, daß auch meine Frau mit auf dem Altenstein wohne, wenn sie selbst es wünsche und es gut für sie sei. Von da ab wohnte meine Frau mit auf dem Altenstein, und wir waren von unserer Sehnsucht und dem Alleinsein befreit. Wir bewohnten zwei freundliche Zimmer im alten Wirtschaftsgebäude, dem sogenannten Rundbau, die, wie noch einige andere, für Gäste hergerichtet waren, die nicht im Schloß selbst wohnten.

Wir wohnten dort bis zu meinem Weggang.

Als ich später schon wochenlang in meiner neuen Stellung in Karlsruhe tätig gewesen war, kam mir noch eine nachträgliche Überraschung aus Meiningen in Gestalt eines Briefes, der das Dienstsiegel des Hofmarschallamtes trug. Der Brief enthielt die Aufforderung, beiliegende Rechnung über 25 M zu bezahlen für die Dienstleistungen eines Dieners während meines Wohnens in Altenstein. Ich bezahlte die 25 M, schrieb aber dem Hofmarschallamt, daß ich darauf hinweise, daß der Aufenthalt in Altenstein nicht von mir selbst gewählt worden sei, sondern daß ich dort in dienstlicher Tätigkeit auf Anordnung des Herzogs gewohnt habe. Außerdem hätte ich den Diener für das Reinigen der Schuhe und des Zimmers regelmäßig angemessen bezahlt. Das Hofmarschallamt hat auf dieses Schreiben nichts geantwortet. —

Aber auch manches Erfreuliche erlebten wir in jener Zeit. Ich erhielt eine Menge Briefe, darunter auch solche ohne Namensnennung der Verfasser. In allen war das Bedauern ausgesprochen über das mir widerfahrene Mißgeschick, zugleich aber auch die Anerkennung für meinen Mannesmut und meine Standhaftigkeit, woran sich gute Wünsche schlossen für zukünftiges Wohlergehen. In einigen Briefen wurde ich auch hingewiesen auf freiwerdende oder freigewordene Stellen, um die ich mich bewerben möchte. Besonderen Eindruck hat auf uns ein Brief des Oberhofpredigers Schaubach gemacht. Er hatte mich nie in der Kirche gesehen, schrieb aber so lieb und gut wie an einen alten Bekannten. Sein Brief war Trost und Erbauung, er faßte seinen Beruf dahin auf, daß er die Liebe und Güte Gottes auf die Menschen übermittelte. Den Schluß seines Briefes bildete der schöne Vers: „Und Liebe, sie folgt ihm und reicht ihm die Hand, so wird ihm zur Heimat das fernste Land“. Wir sind im fernen Land heimisch geworden, haben uns dort eingerichtet und wohlgefühlt, aber ich habe immer die Liebe zu meiner Heimat und die Sehnsucht nach ihr im Herzen gehabt.

Auch in späterer Zeit erhielt ich noch derartige freundliche Briefe. Ich freute mich besonders über solche von Oberhofmarschall von Stein, der auch Zeitungsartikel veröffentlichte, die meine Persönlichkeit und meine Tätigkeit in aufklärender und günstiger Weise behandelten. Oberhofmarschall von Stein war schon seit der Verheiratung des Herzogs mit der Freifrau nicht mehr im Amt.

Durch die plötzliche Niederlegung meiner Hofbaumeisterstelle war ich natürlich in ungünstiger wirtschaftlicher Lage; ich war stellenlos, also erwerbslos. Ersparnisse hatte ich nicht machen können, mein ganzes Vermögen bestand in 2 Stück Meininger Landeskreditobligationen von je 1000 Mark.

Ich reiste mit meiner Frau nach Wiesbaden. Dort wohnten wir bei meiner Schwiegermutter und aßen bei meinen Eltern. Ich mußte mich bemühen, baldmöglichst wieder in Stellung zu kommen. Das nächstliegende war, daß ich versuchte, wieder in den preußischen Staatsdienst zu kommen. Ich hielt es für das zweckmäßigste, meine Bemühungen für den Wiedereintritt in Berlin persönlich einzuleiten und nach Berlin zu reisen. Geld zur Reise hatte ich keins, meine Schwiegermutter war auch nicht in der wirtschaftlichen Lage, mir Geld geben zu können, ich mußte also den Vater um Geld bitten. Der Vater erklärte mir jedoch, daß er kein Geld für mich habe, und blieb auch bei seiner Erklärung, nachdem ich ihn darauf hingewiesen hatte, daß ich das Geld ja gar nicht geschenkt, sondern nur geliehen haben wollte und als Sicherheit meine 2000 Mark Papier zum Pfand für die 300 Mark Reisegeld geben würde. Ich wußte jetzt, ich war ganz allein auf mich angewiesen, es war niemand in der Welt, der mir helfen konnte und wollte. Ich verkaufte mein Papier und reiste nach Berlin.

Der Minister empfing mich freundlich, ich erzählte ihm meine Erlebnisse. Er meinte, ich hätte von Anfang an in preußischen Diensten bleiben sollen, dann wäre mir so etwas nicht passiert wie in Meiningen. Wegen meines Wiedereintritts in den preußischen Staatsdienst gab er mir keine bindende Zusage, machte mir jedoch ziemlich sichere Aussichten dazu. In einiger Zeit würden mir amtliche Nachrichten zugehen. Ich merkte, es war günstig für mich, daß ich ein so gutes Staatsexamen gemacht hatte.

Ich kehrte nach Wiesbaden zurück. Von dort reiste ich nach Köln zu meinem Schwager Schreiterer. Mein Schwager war ein angesehener Kölner Architekt mit sehr großer Bautätigkeit.

Bei ihm arbeitete ich ein paar Wochen zu seiner Hilfe und zur Ablenkung meiner Gedanken. Meine Frau sandte mir in dieser Zeit aus Wiesbaden eine Drucksachensendung technischer Zeitschriften. Unter ihnen fand ich in einer Nummer des Zentralblattes der Bauverwaltung im Anzeigenteil eine Anzeige grün angestrichen. Es war eine ausgeschriebene Stelle für einen neu anzustellenden Professor an der Baugewerkschule in Karlsruhe. Eine solche Stelle erschien mir in mancher Beziehung günstig. Die Stelle war besser dotiert als meine Meininger Stelle, Lehrtätigkeit erschien mir ganz zusagend, und ich hielt mich auch für sie geeignet, und außerdem erschien mir die viele freie Zeit, namentlich die Ferienzeit, erwünscht. Süddeutschland und süddeutsche Verhältnisse erschienen mir auch freundlicher als norddeutsche Verhältnisse, wie ich sie durch die Berliner Brille kennen gelernt hatte, kurz, ich meldete mich zu dieser Stelle in Karlsruhe. Nachdem ich nach Wiesbaden zurückgekehrt war, kamen mir aber doch Bedenken über meine Meldung, denn ich wußte von den Karlsruher Verhältnissen weiter gar nichts, als was ich aus den kurzen Anzeigen ersehen hatte. Ich reiste nach Karlsruhe. Die Stadt machte mir einen guten Eindruck, auch das Land, das ich durchfahren hatte, hatte mir gefallen. In Karlsruhe war ich wildfremd und hatte keine Menschenseele, bei der ich hätte Erkundigungen einziehen können, außer bei dem Direktor. Er gab mir umfassende Auskunft über die Stellung und die damit verbundene Tätigkeit. Es handelte sich um eine Professorenstelle für die oberste Klasse. Die Tätigkeit umfaßte nur Architekturfächer, vorwiegend im Entwerfen. — Der Direktor war ein Mann etwa 10 Jahre älter als ich. Er war staatlicher Baubeamter im Verwaltungsdienst gewesen und war nach Ausscheiden des bisherigen Leiters der Schule als Direktor an sie versetzt worden. Gerne hätte ich mich über seine Persönlichkeit erkundigt, hatte aber dafür gar keine Möglichkeit. Nur vom Hausmeister erfuhr ich, daß er verheiratet war und Familienvater sei. Na Gott sei Dank, wenigstens kein Junggeselle wie Hoppe, dachte ich. Ich war noch nicht sehr lange wieder in Wiesbaden, als ich von Karlsruhe die amtliche Nachricht erhielt, daß die Wahl auf mich gefallen sei und ich für die Stelle angenommen sei, ich solle meine Stelle sofort antreten, da ich dringend nötig sei. Es war das Anfang November. Ich war noch ziemlich erschöpft von meiner Altensteiner Bautätigkeit und besonders ihren Schlußereignissen. Aber was half es, die Verhältnisse zwangen zu neuer Tätigkeit, die, wenn auch in anderer Richtung, neue Anforderungen stellte.

Ich trat meine neue Tätigkeit Anfang November an. Meine Tätigkeit gefiel mir. Das Schülermaterial war ein sehr gutes, die Tätigkeit vielgestaltig und anregend. Ich fand angenehme Kollegenschaft vor, die mir zusagte. Die Stadt Karlsruhe gefiel mir weiter gut, wie überhaupt die süddeutschen Verhältnisse und die süddeutsche Bevölkerung. Besonders angenehm waren mir die schöne landschaftliche Umgebung und die nahen Berge.

Meine Frau kam nach einiger Zeit nach zur Wohnungssuche, da wurden wir aber doch niedergeschlagen. In ganz Karlsruhe hatten wir die Wahl unter 3 Wohnungen, von denen uns keine gefiel. An eine Wohnung mit Garten, oder gar an ein kleines Haus, wie wir es in Meiningen hatten, war gar nicht zu denken, so etwas gab es damals in Karlsruhe überhaupt nicht, es gab nur die üblichen, städtischen Etagen-Mietwohnungen. Endlich glückte es uns, am Westrand der Stadt in guter Gegend in einem neugebauten Haus eine Mietwohnung zu finden, die uns zusagte, es gehörten zu der Wohnung sogar ein paar qm Garten hinter dem Hause. Wir richteten uns nun in unserer Wohnung und ich in meinem neuen Berufsleben ein und bemühten uns, uns in alles passend einzufügen. Das ungewohnte überwand wir bald, da wir dazu guten Willen hatten, und würden uns sehr bald behaglich befunden haben, wenn dieses Gefühl nicht durch das Meininger Vorhergegangene beeinträchtigt worden wäre. Ende November erhielt ich Nachricht von Berlin. Es wurde mir in dem Schreiben mitgeteilt, daß ich wieder in den preußischen Staatsdienst angenommen sei, und daß mir in Kürze weiter mitgeteilt würde, in welche Stellung ich einzutreten hätte. Durch Privatnachrichten von befreundeten Kollegen in Berlin erfuhr ich zu gleicher Zeit, daß ich zu einer Stellung als Hilfsarbeiter im Ministerium ausersehen sei. — Das waren Stellen, die viel begehrt waren, aber nur wenigen zufielen. Sie gaben sichere Anwartschaft auf gute Karriere.

Durch den Berliner Brief war ich vor eine schwierige Entscheidung gestellt. Hier in Karlsruhe in dem mir zusagenden Süddeutschland eine Stelle mit voraussichtlich angenehmer Tätigkeit, wenn auch in ziemlich gleichbleibenden äußerlichen Verhältnissen. Dort in Berlin

eine aussichtsreiche Zukunft mit Aufstieg. Aber Berlin? Ich versuchte die Entscheidung hinauszuschieben, ich teilte dem Ministerium in Berlin mit, daß meine wirtschaftlichen Verhältnisse mich gezwungen hätten, eine Stellung anzunehmen, da die Entscheidung aus Berlin auf sich habe warten lassen, und daß ich mich für ein Jahr gebunden habe, ich bäte um ein Jahr Urlaub. — Wirklich, das Jahr Urlaub wurde mir — eine seltene Ausnahme — bewilligt. Nun konnte ich mich hier erst einmal einarbeiten, die Verhältnisse kennen lernen, mich einleben und nach einem Jahr entscheiden.

Das Leben hier in Karlsruhe und meine Berufstätigkeit gefielen mir im ersten Jahr ganz gut. Im Kollegenkreis fand ich angenehme Männer, unter denen ich mich besonders an den einen anschloß, meinen Freund Häberle, einen geborenen Stuttgarter. Der Direktor war ganz angenehm in seinem Wesen, die Berufstätigkeit trotz der Nervenanstrengung, die mit ihr verknüpft war, doch anregend und erfreulich durch das Verhalten der Schüler, die aus jungen Männern von meist über 20 Jahren bestanden. Und wie schön waren die Ferien. Als das Urlaubsjahr dem Ende zuing, hatte ich schwere innere Kämpfe zu bestehen wegen der Entscheidung, die ich nun treffen mußte. Vielleicht hat der Name Berlin mitgewirkt, daß ich mich für Süddeutschland entschied und in Karlsruhe blieb. Die ersten Jahre verliefen ohne besondere Ereignisse. Wir lebten uns ganz gut ein, und es würde uns ohne die Erinnerung an die Meininger Vergangenheit alles ganz gut erschienen sein. Stadt und Volk gefielen uns gut, besonders die schöne Gegend. Mit meinem neuen Beruf, in den ich mich gut einlebte, war ich zufrieden. Auch der Kollegenkreis gefiel mir gut. Nur bemerkte ich mit Befremden, daß der Direktor ein Mann von kleinlicher Denkungsart war und eine jähzornige Natur hatte, dabei war er erfüllt von hohem Machtgefühl. Nach einigen Jahren hatte ich das Glück, ein kleines Haus in der Kaiserallee mieten zu können, hinter dem Haus lag ein Acker, den wir zu einem Garten umwandelten, und nun richteten wir uns behaglich und gemütlich ein. Meine äußeren Lebensverhältnisse wurden günstiger dadurch, daß mein Gehalt stieg. Außerdem brachte mir ein literarisches Unternehmen, eine technische Zeitschrift, Die deutschen Konkurrenzen, dauernde, steigende Einnahmen. Die D. K., die meinen Namen in der ganzen deutschen Architektenwelt und darüber hinaus bekannt machten, brachten die Veröffentlichung von architektonischen Wettbewerben. Da mir die Arbeit für mich allein zu umfangreich wurde, nahm ich meinen Kollegen und Freund Häberle zum Mitarbeiter an. Mit ihm zusammen gab ich auch noch andere Veröffentlichungswerke heraus, unter denen das bekannteste die „Holzarchitektur“ ist. Eine stete Freude ist mir meine Freundschaft mit meinem Kollegen Fritze in Meiningen gewesen. Wir hatten uns in Meiningen kennen gelernt, als ich Baueleve und er schon Regierungsbauführer war. Als ich als Hofbaumeister wieder in den Meininger Staatsdienst eingetreten war und mich verheiratete, wurde nicht nur die alte Freundschaft zwischen uns enger geknüpft, auch unsere Frauen traten in ein enges Freundschaftsverhältnis, das noch über unsere Meininger Zeit hinaus währte und durch Besuche hin und her stets neue Nahrung erhielt. Fritze blieb dauernd im Meininger Staatsdienst. Er wurde Oberbaurat. Nach dem Tode Hoppes konnte er ungehemmt ihm zusagende, segensreiche Tätigkeit entfalten, im Bauwesen und auch auf andern Gebieten. Wegen seiner Verdienste um die Stadt wurde er von ihr zum Ehrenbürger ernannt. Jahrelang war er Präsident des Landtags. Wegen seiner hervorragenden, wichtigen Arbeiten auf dem Gebiet des Volkswesens, insbesondere der Kulturgeschichte der Volkskunde des heimatlichen Landes und seiner Bewohner, wurde er von der Universität Jena zum Ehren-Doktor ernannt. Ich habe besonders in den letzten Jahren immer bedauert, daß uns das Schicksal räumlich auseinandergelöst hat. Wir hatten immer gut zusammengestimmt und würden mit vereinten Kräften nach gleichen Zielen gewirkt haben, wenn mich das Los nicht von der Heimat entfernt hätte. Zu meiner Freude besuchte uns auch zuweilen und war unser Gast mein alter Freund, der durch seine Thüringer Wanderbücher und sonstige Schriften bekannte August Trinius. Wir hatten uns auf dem Altenstein beim Schloßbau persönlich kennen gelernt. Der zufälligen Begegnung folgte ein reger Briefwechsel, dieser und weitere Begegnungen führten zu treuer Freundschaft, die nur durch den Tod des Dichters ihren Abschluß fand. Noch vor dem Kriege hatten wir gemeinsame Wanderungen in Eifel, Schwarzwald und Taunus gemacht. Die Ferien brachten wir vielfach in Wiesbaden, mitunter auch im Schwarzwald zu. Unser Behagen bezüglich des Wohnens wurde jedoch gestört durch den Hausbesitzer. Über das Vorkommnis in Altenstein ist keine mir bekannte Untersuchung abgehalten worden, es ist mir weder Gelegenheit gegeben worden, mich zu rechtfertigen,

noch ist mir in der Öffentlichkeit irgend welche Rechtfertigung zu Teil geworden. Im Gegenteil zu meiner Überraschung bekam ich sogar unverlangt ein Zeugnis, welches meine künstlerischen Fähigkeiten lobte, aber in einer Beilage ungünstige Charaktereigenschaften von mir betonte, zu welcher Betonung weder mein Charakter noch meine Tätigkeit einen Anlaß gegeben hatte, die ich deshalb als durchaus unzutreffend bezeichnen muß. Ich habe dieses Zeugnis nie gebraucht. Ich habe aber den Grund zu der Vermutung, daß die Beilage, wahrscheinlich auf privatem Wege, an meine spätere Behörde gelangt ist und mir die weitere Karriere versperrt hat. Einschließlich der Berufstätigkeit ging zunächst alles gleichmäßig weiter. In den Verhältnissen an der Schule trat aber Änderung ein dadurch, daß ein weiterer neuer Professor angestellt wurde. Dieser neue Professor war ein Schwager des Direktors. Er war vorher Bauunternehmer gewesen, mir nicht näher bekannt. Nach dem Badischen Gesetz dürfen in ein und demselben Tätigkeitszweig des Staatsdienstes nicht Verwandte angestellt werden, die Vorgesetzte oder Untergebene sind. Ich weiß nicht, welche besonderen Gründe hier eine Ausnahme zugelassen haben. Was zu erwarten war, trat bald ein, nämlich eine Spaltung im Lehrerkollegium. Die Hellhörigen im Kollegium sahen in dem neuen Kollegen bereits den Nachfolger des Direktors und richteten danach ihr Verhalten ein. Wer das nicht tat, konnte in den Verdacht kommen, einer Gegenpartei anzugehören. Mir war der neue Kollege unbekannt gewesen, ich hatte weder etwas für ihn noch gegen ihn, angenehm war mir nur die Aussicht nicht, möglicherweise später einmal der Untergebene von ihm sein zu müssen. Die Verhältnisse an der Schule wurden außer durch diese Spaltung noch ungemütlich und unerquicklich durch das wachsende Hervortreten der Charaktereigenschaften des Direktors. Es schien, als ob er einen Genuß darin finde, seine Machtfülle fühlen zu lassen und seinen Jähzorn loszulassen. Ich selbst bin von solchen Äußerungen seines Charakters unberührt geblieben, sie haben sich nicht gegen mich gekehrt. Aber ich hatte mitunter Szenen mit angesehen und mit anhören müssen, die mich tief empörten, und ich habe Männer weinen sehen aus Zorn und Erbitterung über die Behandlung, die sie erfuhren, gegen die sie machtlos waren. In unserm neuen Haus fühlten wir uns sehr glücklich, besonders glücklich machte uns der Garten. Gartenarbeit war mir die liebste Beschäftigung und Erholung. Und wie viele Freude hatten wir an dem vielerlei Getier, welches wir zogen, unserm kriegerischen Hund Ziu, unsern Hasen, Hühnern, Tauben und dem zeitweiligen Viehzeug, welches noch hinzukam. — In jener Zeit kam das Radfahren auf. Meine Frau und ich fuhren Rad. Wir waren keine Radfahrer, die nach Schnelligkeit und km fuhren, sondern wir benutzen das Rad zur Erholung und als Mittel, uns die Schönheiten der Gegend zu erschließen, namentlich auch die sonst für den Fußgänger schwer zugänglichen eigenartigen Schönheiten der Rheinniederungen. Aber auch viele Ausflüge machten wir, z. B. einen, auf dem wir über die Pfalz und Saarbrücken nach Trier fuhren, von da Moselabwärts nach Koblenz, Rheinaufwärts nach Bingen, das Nahetal herauf und über Neustadt an der Haardt wieder heim. Auch den Schwarzwald erschlossen uns die Räder in weitem Umkreis. Außer an den Rädern hatten wir steten Genuß und Erholung durch unsern Garten. Die Frühjahrsferien verbrachten wir meistens in Italien, meist Pallanza. Wir waren dort schließlich in Stadt und Umgebung und Bevölkerung fast so heimisch und bekannt wie in Karlsruhe. Gelegentlich dehnten wir auch unsere Ausflüge bis nach Unteritalien, Amalfi, Salerno, Paestum aus. Von den Herbstferien brachten wir einen großen Teil in der Heimat Lehesten zu, wo meine Frau fast eben so bekannt und heimisch wurde, als ob sie dort geboren wäre. Natürlich waren wir auch oft in Wiesbaden bei den Eltern und der Schwiegermutter.

Mein Kollege Häberle, der mir ein guter, treuer Freund geworden war, wurde mir leider durch den Tod entrissen. Er war für mich auch Bindeglied zum Kollegenkreis gewesen, dem ich nun etwas ferner stand. Die persönlichen Verhältnisse an der Schule waren im Laufe der Zeit immer unerquicklicher geworden. Schließlich beschäftigte sich sogar der Landtag mit diesen Verhältnissen. Die Behörde leitete keine Untersuchung durch Befragen der Lehrer ein, aber sie scheint wenigstens auf den Direktor eingewirkt zu haben, denn er wurde, wenn auch nicht anders, doch vorsichtiger in seinem Wesen. Nachteil hatte nur ich, denn ich kam, wie ich merken mußte, bei dem Direktor in Verdacht, die landtäglichen Verhandlungen veranlaßt zu haben. Es war das nicht der Fall gewesen. Ein älterer Kollege aus einer anderen Fachabteilung hat mir nach Jahren erzählt, daß er es gewesen sei, der durch einen Landtagsabgeordneten, an den er sich gewandt habe, die Angelegenheit in Fluß gebracht habe. — Ein Vorgesetzter hat jederzeit genügend Mittel in der Hand, durch die er im Rahmen der Vorschriften ei-

nem Untergebenen den Beruf schwer machen, ja verleiden kann. Viele Nadelstiche sind unerträglicher als ein großes Unrecht, gegen das man sich wehren kann. Ich tat meine Pflicht in vollem Maße und suchte und fand Erholung und Erfolg in Tätigkeit, die außerhalb meines Berufes lag. Neben meiner Beschäftigung mit Naturwissenschaften war ich literarisch tätig, schrieb Zeitungsartikel technischen, naturwissenschaftlichen und politischen Inhalts, war Stadtverordneter und war als solcher in technischen und künstlerischen Angelegenheiten der Stadt tätig, außerdem gab mir die Herausgabe meiner Deutschen Konkurrenzen viel Anregungen zur eigenen, oft erfolgreichen Tätigkeit im Wettbewerbwesen und brachte mir außerordentlich viele Beziehungen zu Einzelpersonen und Fachkreisen in- und außerhalb Deutschlands. Auch für meine Vaterstadt Lehesten war ich tätig. Ich baute dort die schöne Empirekirche um und stattete sie zweckentsprechend und künstlerisch wirkungsvoll aus. Für einen abgebrannten Stadtteil gab ich den neuen Gebäuden charakteristisches Heimatsgepräge. Ich gab auch Anregung und veranlaßte, daß die Stadt eine Dachdeckerschule einrichtete, die sich in der nachfolgenden Zeit zu erfreulichem Blühen und Gedeihen entwickelte und für die Stadt und die heimische Schieferindustrie gleich günstig wirkte. Die Stadt Lehesten ernannte mich in Anerkennung meiner Tätigkeit für die Stadt zu ihrem Ehrenbürger, was mir eine sehr große Freude war. Ich wollte, mein Vater hätte das noch erlebt.

Im kleinen Einfamilienhaus nebst Acker hatten wir ein behagliches Heim gefunden, trotz einem mehr wie unangenehmen Hauswirt. Als dieser merkte, daß und wie wir uns behaglich eingerichtet hatten, stellte er uns vor die Wahl, entweder das Haus und zwar zu einem unverhältnismäßig hohen Preis zu kaufen, oder fortan eine ganz gewaltig gesteigerte Miete zu zahlen. Da ich weder das eine noch das andere konnte oder wollte, mußten wir unser hergerichtetes Heim wieder verlassen und waren nun wieder gerade soweit wie seiner Zeit, als wir nach Karlsruhe kamen. Mein Vater war das Jahr vorher im Alter von 70 Jahren nach kurzer Krankheit gestorben. Ich habe seinen Tod tief betrauert, er war mir ein lieber Vater gewesen, den ich trotz mancher Eigenheiten, die er besaß, sehr geliebt und verehrt habe.

In der neuen Wohnungsnot schrieb ich an die Mutter und frug bei ihr an, ob sie mir nicht das Geld zu einem Haus für uns leihen wolle. Die Mutter schrieb in ihrer Güte sofort zurück, daß sie das tun würde. Wir sind ihr, solange sie noch lebte, für ihr Vertrauen und ihre Güte dankbar gewesen. Wir kauften uns ein Grundstück in einem neu erschlossenen guten Baugebiet im Südwesten der Stadt und bauten uns hier unser Haus, Weinbrennerstraße 9, in welches wir glücklich einzogen und uns geborgen und behaglich fühlen die vielen Jahre, die wir darin leben.

Wir waren seit einigen Wochen eingezogen und meine Frau und ich waren eines Tages gerade beschäftigt, noch meine Bücher besonders zu ordnen, als Besuch aus Berlin kam. Es war Oberbaurat Professor Göcke, ein alter Bekannter von mir aus der Aachener Zeit, er war in jener Zeit Assistent bei Everbeck gewesen und hatte besonderes Interesse für mich gehabt. Als er jetzt zu uns kam, sagte er mir als Zweck seines Besuches: Ich komme, um Sie zu uns zurückzuholen. — Ich bekam so etwas wie einen Schreck. Jetzt waren wir soweit, daß wir uns in Karlsruhe und in Süddeutschland eingelebt hatten. Wir hatten das schon lange sehnüchtig gewünschte eigene Haus, in das wir soeben erst eingezogen waren, und in welchem wir uns so behaglich und glücklich fühlten, und nun sollte ich wieder etwas Neues beginnen, das bisherige aufgeben, den Wohnort ändern — und Berlin? — Ich glaubte mich vor mir selbst schützen zu müssen, eine Zusage zu geben. Ich schnitt es deshalb mir selbst ab, mich näher zu erkundigen, und sagte nur, daß ich mich hier in Karlsruhe ganz zufrieden fühle, daß ich in unserm neuen Haus mit dem hübschen Garten glücklich sei, daß ich nicht mit Tätigkeit und Wohnort wechseln möchte. Göcke bedauerte das, er verabschiedete sich damit, daß es ihn wenigstens gefreut habe, in mir einen glücklichen Menschen wiedergesehen zu haben. — Ich Esel, hätte ich mich, ehe ich absagte, erkundigt, um was es sich handelte und hätte erfahren, was ich erst später, zu spät hörte, daß mich Göcke an die Technische Hochschule in Charlottenburg bringen wollte, so hätte ich mich nicht eingeriegelt. Eine verpaßte Gelegenheit zum Glück!

So vergingen die Jahre. Es kam das Jahr 1914. 1913 war die Mutter plötzlich gestorben im Alter von etwas über 70 Jahren. Ihr folgte im Tod kurze Zeit darauf mein Bruder Harry, der der älteste meiner jüngeren Brüder war. Ich war immer noch beruflich an der Schule tätig.

Innerlich war ich ihr immer ferner gerückt. Das, was mich neben der Ausübung meines Berufes noch an sie band, war die Zuneigung und die Achtung meiner Schüler. Ich habe in den 25 Jahren, die ich an der Schule tätig war, nie auch nur die kleinste Unannehmlichkeit durch einen Schüler erlebt, sondern stets gleichbleibende Freude an dem freudigen Eifer der Schüler und ihrem Vertrauen zu mir gehabt. Es war mir auch stets in späteren Jahren eine Freude, wenn ich früheren Schülern begegnete, zu sehen, mit welcher aufrichtiger Herzlichkeit sie mich begrüßten.

Ein Augenleiden, welches sich schon seit längerer Zeit entwickelt hatte, Star, gab mir Veranlassung, meinen Beruf aufzugeben und mich in den Ruhestand zurückzuziehen. Ich trat nach meiner letzten Unterrichtsstunde, wie schon tausendmal vorher, zum großen Portale hinaus, das war der Abschied von der Schule und von der Wirksamkeit. Das Frühjahr 1914 waren wir, meine Frau und ich, in Lehesten. Wir genossen dort die Herrlichkeit der Frühlingsblütenpracht in den Bergtälern, sowie überhaupt die Schönheiten der ganzen Gegend und die Freude an der Heimat. Da brach der Krieg aus. Wir kamen glücklicherweise noch vor der Sperrung der Bahnen heim nach Karlsruhe. Wir lebten in der Nähe der Ereignisse und litten unter ihnen. Wir ertrugen glücklicherweise alles das Schwere, was der Krieg mit sich brachte, und strengten unsere Körper- und Nervenkräfte an, um uns durch dieses Schwere hindurchzuarbeiten. Für unseren Lebensunterhalt schafften wir uns in der Hungerzeit zwei Ziegen an. Es gelang uns, eine Wiese in der Nähe von Daxlanden zu pachten, diese mähten wir selbst, heuten, und fuhren unser Heu selbst ein und schafften es auf den Speicher. In unserm Garten und ein paar Pachtgrundstücken, Bauplätzen, bauten wir Gemüse und Kartoffeln. Wir arbeiteten wie die Bauern, wir ertrugen und überstanden alles, auch die vielen Fliegerüberfälle, die unserm Haus in der Nähe der Patronenfabrik besonders gefährlich waren. Erleichtert wurde mir das Aushalten und Ertragen durch meine Frau. Sie war mir ein Vorbild, wie man mit Zuversicht und Unermüdlichkeit Schwierigkeiten überwinden kann. Vor 39 Jahren standen wir an dem Abschnitt meines Lebensweges, den wir gemeinsam weitergehen wollten. Er hat uns vielfach durch Sturm und Unwetter geführt. Auf dem langen Wege hat mich meine Lebensgefährtin treu begleitet, mein Lebensglück bestand darin, daß ich eine Lebensgefährtin gefunden habe, wie ich keine bessere für mich finden konnte. — Der Krieg und seine Schwernisse ließen sich noch ertragen, da an ihrem Ende die Hoffnung auf Besserung stand. Aber fast unerträglich war die Zeit nach der Revolution, als man die Hoffnung auf Besserwerden allmählich aufgeben zu müssen glaubte. Doch die Besserung kam wirklich, wenigstens scheint der Anfang dazu da zu sein. Erfreulich ist das Leben noch nicht, da es wirtschaftlich für uns schwer ist. Mein geringes Ruhegehalt ist durch buchstäbliche Anwendung von Gesetzesparagraphen noch weiter beschnitten worden, so daß es mich wohl vor äußerster Not bewahrt, uns aber nicht erlaubt, uns die Erleichterungen und Erholungen und Bequemlichkeiten zu gestatten, die wir uns nach unserm langen, arbeitsreichen Leben wünschen könnten. — Einen Schlaganfall, den ich am 8. Mai 1924 erlitt, den ich mir zugezogen hatte durch das Tragen von schweren Grassäcken auf den Speicher, habe ich überwunden, so daß ich körperlich wieder gesund bin. Aber mein Augenleiden hat sich verschlimmert. Zu dem Star ist noch eine Erkrankung der Augennerven gekommen, so daß ich nahezu blind geworden bin.

Der lange Weg wird bald zu Ende sein. Ich habe auf ihm vieles erfahren. Wenn ich das Erfahrene zusammenfasse, so ist es die Erkenntnis, daß der Lauf eines Menschenlebens nicht bestimmt wird durch große Taten und große Ereignisse, sondern vielmehr durch kleine Zufälligkeiten, durch scheinbare Nebensächlichkeiten. Und weiter, daß für Erfolge im Leben nicht so sehr Fähigkeiten und Kenntnisse die alleinige Grundlage bilden, als vielmehr Menschenkenntnis, Lebensweisheit und etwas Glück. — Der Strom, der mich getragen hat, fließt jetzt ruhig und gleichförmig. Kein Wirbel, keine plötzliche Strömung wird voraussichtlich die Gleichmäßigkeit mehr stören. Bald wird mich der Strom in das Meer der Unendlichkeit führen. Ich habe auf dem langen Weg vieles sehen und erkennen können, habe manches begreifen und erfassen können, habe manche Frage beantworten lernen, manches Rätsel lösen können. Die Lösung des größten Rätsels aber werde ich auch im Meer der Unendlichkeit nicht finden:

Die Lösung des Rätsels des Lebens.

Lebenserinnerungen
Albert Neumeister

Anmerkungen und Erläuterungen

zusammengetragen und kommentiert von Erdmann Neumeister
Zürich im Herbst 2014

Seite 3:

Sarg mit meiner toten Mutter: Anna Christiane Pauline Neumeister, geb. Löwel (geb. 26.1.1833 in Luisengrün, gest. 8.3.1858 in Lehesten).

Lehesten: 1071 erstmals in den Urkunden des Stiftes Saalfeld erwähnt, zu welchem es im Mittelalter gehörte. Der Ortsname wohl slawischen Ursprungs. Ab 1651 im Rang einer Stadt. Über Lehesten führte die alte Handelsstraße zwischen Nürnberg und Leipzig.

meine zweite Mutter: Bertha Mathilde Neumeister, geb. Felder (geb. 10.7.1939 in Wurzbach, gest. 15.8.1913 in Wiesbaden).

Luisengrün: heute Ortsteil von Lehesten.

Kulm: steile Erhebung bei Lehesten.

Vogtland: Region im heutigen Grenzgebiet von Bayern, Sachsen, Thüringen und Böhmen.

Johann-Georgenstadt: heute Johanngeorgenstadt, auch „Stadt des Schwibbogens“ genannt; Bergstadt im sächsischen Erzgebirgskreis.

Seite 4:

Benignengrün: heute Ortsteil von Wurzbach.

Dobragrund: Talgegend bei Lehesten am Fuße des Wetzsteins.

Greiner: Gründer der Glashütte in Lauscha war Hans Greiner (1550-1609), auch ‚Schwabenhans‘ genannt.

Lichtentanne: heute Ortsteil von Probstzella an der Sormitz.

Lauscha: Landstadt im Thüringer Schiefergebirge zwischen Sonneberg, Ilmenau und Saalfeld; bekannt durch seine Glasbläserei-Manufakturen.

Porzellanpfeifenkopf: wohl jener im Nachlaß der Familie Neumeister.

Loquitz: Nebenfluß der Saale; sie entspringt unterhalb von Lehesten.

Rennsteig: 170 km langer Kammweg über die Grenzlinie zwischen Thüringer Wald und Frankenwald.

Seite 5:

Sormitz: Nebenfluß der Loquitz.

Käppelle: Erhebung im Norden von Lehesten.

der alte Wildt: dazu heißt es in der 1921 von Dr. Peetz herausgegebenen Chronik von Lehesten:

„Das alte **Wildt'sche Haus**. Sein Erbauer, der Kgl. Großbritannische Baumeister und hiesige Gutsbesitzer Johann Nicolaus Wildt starb in der Nacht vom 24. zum 25. April 1814 am Schläge auf dem Wege von Ludwigstadt hierher. Wildt stammte aus Grumbach, war Maurerlehrling, wanderte nach dem damals holländischen Kap der guten Hoffnung aus, wo ein Onkel von ihm war, kam hier zu Reichtum und kehrte am 3. Februar 1802 nach Europa in seine Heimat zurück. Wildt hat 16 Jahre am Kap der guten Hoffnung als Maurermeister gelebt und trieb auch Handel mit Sklaven und Fellen. Am 23. Februar 1810 war Wildt mit seiner Familie von Grumbach nach Lehesten gezogen und 1811 erbaute er das Haus am Ende der Kurtzen Gasse, in dessen massigen Kellergewölben mit allerlei Inschriften und freimaurerischen Zeichen er der Sage nach, während er den Handwerksleuten ein opulentes Frühstück gab, einen Schatz einmauerte. Das zweistöckige Haus mit behaglich breitem

Mansarddach und nach der Straße gerichteten Giebel war das größte und schönste Haus in Lehesten. Die Witwe Wildts war 1818 mit dem Gastwirt Johannes Raab verheiratet. 1820 wird der Raab'sche Gasthof im Wildt'schen Hause erwähnt. 1838 12. Januar wird das Haus von dem 1825 nach Lehesten gezogenen Dr. Dürr käuflich erworben. Leider fiel es in der Nacht des 17. September 1864 einem Brande zum Opfer. Dr. Dürr baute es auf den alten Fundamenten und Kellergewölben massiv wieder auf, das alte Haus war ein mit Schiefer beschlagenes Holzhaus gewesen. Um jene Zeit hat in Saalfeld noch ein Maurer gelebt, der an dem Frühstück im Jahre 1811 teilgenommen hat und in der Lage war, anzugeben, an welcher Stelle des Kellers Wildt den Schatz vermauert haben soll. Seinen Angaben wurden aber keine Beachtung geschenkt. Die Sage von dem eingemauerten Schatz hat Baurat Albert Neumeister, ein Urenkel Wildts, zum Gegenstand seiner heimatbegeisterten Erzählung „Das Geheimniß der Wildenfelsen“ gemacht“. (Albert Neumeister „Das Geheimniß der Wildenfelsen - Eine Erzählung“, erschienen bei Gadow in Hildburghausen, 1919)

Grumbach: heute Ortsteil von Wurzbach.

Johann Adam Neumeister: nicht zu ermitteln.

Wurzbach: an der Sormitz im Saale-Orla-Kreis, bekannt für seine Betriebe zur Verhüttung von Eisen.

Seite 8:

meine ältere Schwester: Pauline Neumeister (1853-1946).

Meine Mutter Anna: Anna Christiane Pauline Neumeister, geb. Löwel (1833-1858)

Schmiedebach: heute Ortsteil von Lehesten.

Großmutter Schreider:

Hermann Imanuel Neumeister: Schieferbruchbesitzer, (1823-1894)

Brand 1824: der Brand, der den größten Teil der Stadt Lehesten in Schutt und Asche legte, ereignete sich in der Nacht vom 24. auf den 25. Juni 1822. Dazu heißt es in der 1921 von Dr. Peetz herausgegebenen Chronik von Lehesten:

„Das Feuer brach am Dienstag, den 25. Juni gleich 3/4 auf 4 Uhr im Hause des Wagnermeisters Christoph Neumeister, der dem Trunke ergeben war, in der langen GaÙe, dem Gasthofs zum goldenen Panzer gegenüber auf dem Platze über der Werkstatt aus.

Die eigentliche Ursache des Brandes ist nicht festgestellt worden, wahrscheinlich durch Unvorsichtigkeit verährloset'. Darauf deutet ein Bericht vom 6. Juli 1822 hin, nach dem man eine gewisse Pfeiferin, welche bei Neumeisters gewohnt, sehr früh ihre Bleiche habe heraustragen sehen, und daß diese durch den Gebrauch **vielleicht noch glühender Asche** zur Lauge, mit welcher sie unvorsichtig umgegangen sein könne, wohl auch die Schuld dieses Brandunglücks sein könne. Nach den Untersuchungsakten soll Neumeister die Nabe eines Rades mit Spänen ausgebrannt und dadurch das Feuer veranlaßt haben. Neumeister und sein blödsinniger Sohn kamen in den Flammen um. Auf der Brandstätte der Neumeister'schen Scheune fand man an drei verschiedenen Stellen, die jedoch weiter als Manneslänge aus einander entfernt waren, ganz weiß zu Kalk gebrannte Knochen in ganz kleinen Stückchen, welche allerdings vermuten lassen, daß Wagner Neumeister, welchen man, als seine Scheune schon im Feuer gestanden, in diese hat gehen und nicht wieder herauskommen sehen wollen, seinen Tod in den Flammen gefunden habe.“

Seite 9:

Johann Nikolaus Neumeister: Hutmacher, (1780-1838); verheiratet mit Christiane Barbara Däumler (1789-1851).

zwei Söhne Christian und Ferdinand: Christian Friedrich (1808-1851); Ferdinand Traugott (1817-1879).

zwei Töchter Ernestine und Wilhelmine: Luise Christine Ernestine (1820-?); Wilhelmine Henriette (1811-?).

Malschule Bamberg: vermutlich die Schmidt'sche Malschule in Bamberg.

Bruder Ferdinand: Ferdinand Traugott Neumeister (1817-1879).

Seine Eltern waren mittlerweile gestorben: Johann Nicolaus Neumeister (1780-1838); Christiane Barbara Däumler (1789-1851).

Mutter Anna: Anna Christiane Pauline Neumeister, geb. Löwel (1833-1858).

Frau seiner Wahl: Bertha Mathilde Felder (1839-1913).

Gölitzers Barb: nicht zu ermitteln; Barb wohl mundartlicher Begriff.

Seite 10:

Schiefertafeln: dazu heißt es in der 1921 von Dr. Peetz herausgegebenen Chronik von Lehesten:

„Die Schiefertafelindustrie, die früher, besonders in den 60er und 70er Jahren, als Hausindustrie - in den meisten Stuben fand sich die zur Herstellung der Tafelhölzer notwendige Hobelbank - schwunghaft betrieben wurde und deren fertige Produkte von hiesigen Kaufleuten (Ferdinand Neumeister, Bernhard Schingnitz, Ernst Paschold, Emil Walther) in den Handel gebracht wurden, ist später in der Folge der wegen der gesteigerten Nachfrage nach schabloniertem Dachschiefer verminderten Rohtafelproduktion und wegen der Importation von fremdem Schiefer aus der Schweiz nicht mehr an den hiesigen Ort und die hiesige Gegend gebunden...“.

Tettau: am Fuße des Rennsteigs in Oberfranken gelegen.

Wirtshaus zum Goldenen Panzer: erstmals 1724 als Gasthof zum „gülden Pantzer“ erwähnt, später mitunter auch „Gasthof zum wilden Mann“ genannt.

Seite 11:

Meine Schwester Pauline: Pauline Neumeister (1853-1946).

Nach langer Krankheit starb sie am 8.März 1858: Anna Christiane Pauline Neumeister, geb. Löwel (1833-1858).

Die neue Mutter: Bertha Mathilde Neumeister, geb. Felder (1839-1913).

fünf jüngere Geschwister: Martha, geb. 22.5.1860 (verh. mit Emil Schreiterer in Weiden bei Köln); Harry, geb. 26.2.1862; Paul, geb. 11.9.1863; Doris, geb. 8.11.1865 (verh. mit Karl von Tschudi); Hermann Alfred, geb. 23.1.1867.

Seite 12:

Mutter Berta: Bertha Mathilde Neumeister, geb. Felder (1839-1913).

Schwager Raupach: verheiratet mit Luise Christine Ernestine Neumeister, der jüngeren Schwester von Hermann Imanuel Neumeister.

Leutenberg: an der Sormitz bei Saalfeld, genannt „Stadt der sieben Täler“.

„**Fröhliches Tal**“: ging später als Privatbruch wohl in den Besitz der Schieferbruchwerke Oertel über.

Seite 13:

Goldenen Panzer: Wirtshaus zum Goldenen Panzer in Lehesten.

„**Gemeee**“**hüten**: wohl mundartlicher Ausdruck.

Seite 14:

Saalebrücke bei Kaulsdorf: an der alten Handelsstraße von Nürnberg nach Leipzig.

Stadtkirche: Johanneskirche in unmittelbarer Nähe zum Marktplatz; ihre beiden Türme sind 64 Meter hoch.

Abschiedswalzer: von Frédéric Chopin.

Gasthof „Roter Hirsch“, *erster Gasthof der Stadt*: Am Markt 6 in Saalfeld; wird als solcher heute nicht mehr betrieben.

Seite 15:

alter Klosterbau: Ostflügel des ehemaligen Franziskanerklosters in Saalfeld, ab 1534 Lateinschule, bis 1910 Realgymnasium, heute Museum.

Seite 19:

Tante Ernestine: wohl Luise Christine Ernestine, geb. 15.6.1820; zweite Schwester von Alberts Vater Hermann Imanuel Neumeister.

amorces: Zündplättchen oder Zündringe.

meine tote Mutter: Anna Christiane Pauline Neumeister, geb. Löwel (1833-1858).

Seite 21:

Sonneberg: im Süden Thüringens am Rand des Frankenwaldes; auch als ‚Weltspielwarenstadt‘ bekannt.

Beuthe: Johann Christian August Beuthe (1817-1878), stammte aus Unterwirrbach bei Saalfeld und starb in Meiningen; Porzellanmaler.

Seite 22:

Hofgärtner Grau: Eduard Grau, wirkte unter anderem auch an der Neugestaltung des terrassierten Gartens vor der herzoglichen „Villa Carlotta“ am Comer See mit.

Gasthof uns schräg gegenüber: Das Wirtshaus „Zum goldenen Panzer“ in Lehesten.

Helba: heute Stadtteil von Meiningen.

Seite 24:

Wiesbaden: Geisbergstraße 32.

Betrieb zu verkaufen: wohl an die Schieferbruchwerke Oertel. Sein Firmenschild aus Lehestener Schiefer mit der Inschrift „Hermann Neumeister“ befindet sich heute als Tischplatte im Familienbesitz in Zürich.

Höchst, Leimfabrik: wohl die 1858 in Biebrich bei Wiesbaden gegründeten Chemischen Werke H. & E. Albert für die Herstellung von Düngemitteln und Leim, die später in den Hoechster Farbwerken aufgingen.

Seite 25:

Hofbaumeister Doebner: Erwin Theodor Döbner (1839-1892), war als Architekt am Hof von Sachsen-Meiningen tätig.

Oberbaurat Hoppe: Otto Hoppe (1829-1891), aus Königsberg gebürtiger Architekt und Hofbaubeamter in Meiningen.

Seite 26:

Architekt Mecklenburg: kein Nachweis

Technische Hochschule Aachen: 1870 eröffnet als Königlich Rheinisch-Westphälische Polytechnische Schule.

Seite 27:

Everbeck: richtig Ewerbeck: Franz Ewerbeck (1839-1889), deutscher Architekt und Hochschullehrer in Aachen; zu seinen wichtigsten Schriften zählt das zweibändige, unter Mitwirkung von Albert Neumeister entstandene Werk ‚Die Renaissance in Belgien und Holland‘, das 1891 im Seemann Vlg. in Leipzig erschien.

Architekturbureau: jenes von Mecklenburg in Wiesbaden.

Seite 29:

Architekt Winders: Jean-Jacques Winders (1849-1936); einer der bedeutendsten belgischen Architekten seiner Zeit; er erbaute zwischen 1884 bis 1890 in Antwerpen das Königliche Museum der Schönen Künste.

Architektenfirma Hartel und Lipsius: Constantin Lipsius (1832-1894) war Architekt und Architekturtheoretiker des Historismus in Dresden; zusammen mit August Härtel beteiligte er sich am Wettbewerb um den Bau des Deutschen Reichstags in Berlin.

Seite 30:

neue Kunstakademie: auch Lipsiusbau genannt auf der Brühlschen Terrasse, erbaut von Constantin Lipsius im Stil des Historismus in den Jahren 1887-1894.

Reichstagsgebäude: in Berlin, erbaut 1884-1894 von Paul Wallot im Stil der Neorenaissance.

Rathaus für Wiesbaden: das Neues Rathaus, erbaut 1883-1887 von Georg von Hauberrisser im Stil der Neorenaissance.

Werk über flämische Renaissance: das zweibändige Werk ‚Die Renaissance in Belgien und Holland‘ von Franz Ewerbeck unter Mitwirkung von Albert Neumeister.

Wiesbadener Arbeit: die Entwürfe für das Neue Rathaus in Wiesbaden.

Seite 31:

Meininger Stadtkirche: Unsere Lieben Frauen oder St. Marien am Marktplatz; der Umbau erfolgte in den Jahren 1884 bis 1889 nach Plänen von Otto Hoppe.

Sächsischen Hof: älteste Herberge und heute erstes Haus in Meiningen, heute Romantik-Hotel; 1900 umgebaut und erweitert unter Hofbaurat Eduard Fritze.

Seite 32:

Rundbau des Residenzschlosses: Schloß Elisabethenburg mit zweigeschossigem, halbkreisförmigem Vorbau.

Seite 33:

Herzog Georg II.: von Sachsen-Meiningen, auch „Theater-Herzog“ genannt; Regent, Künstler, Mäzen (1826-1914).

Ellen Franz: Schauspielerin (1839-1923), war eng befreundet mit Cosima Liszt, der späteren Cosima Wagner.

Kirchenentwurf Helba: heute Stadtteil von Meiningen; die Kirche wurde 1884/85 von Albert Neumeister nach seinen Plänen erbaut.

Seite 34:

Prinzeß Marie: Prinzessin Maria Elisabeth von Sachsen Meiningen (1853-1923) war die einzige Tochter des Herzogs Georg II. mit seiner ersten Frau Charlotte, Tochter des Prinzen Albrecht von Preußen, der ein Bruder Kaiser Wilhelms I. war. Von ihrer Mutter erhielt Prinzessin Maria zur Hochzeit die herrlich am Comer See gelegene „Villa Carlotta“ geschenkt, die Herzog Georg II. aufwendig umgestalten ließ. Prinzessin Maria wirkte als Komponistin.

Seite 35:

Umbau und Innengestaltung des Wohnflügels im Meininger Residenzschloß: im sog. Bibrasbau des Schlosses Elisabethenburg, Umbau 1859-1861 unter der Leitung von Otto Hoppe, wohl nach Entwürfen von Albert Neumeister.

Seite 36:

Wiesbaden Bauinspektor Malm:

Seite 37:

Berlin Gneisenaustraße: im Stadtteil Berlin-Kreuzberg.

Tempelhofer Feld: der spätere Flughafen Tempelhof.

Seite 38:

Geisbergstraße 15: das Haus der Familie Malm in Wiesbaden.

hohe Kanzel: Erhebung im Taunus, 592 m hoch.

Seite 40:

Minister Ziller: Rudolf von Ziller (1832-1912); war Ökonom, Staatsminister und Oberbürgermeister der Stadt Meiningen.

Seite 41:

Bädeker: Serie von Reiseführern aus dem von Karl Baedeker 1827 in Koblenz gegründeten Verlag, der 1872 nach Leipzig übersiedelte.

Frau Herzogin Mutter: Marie, geb. Prinzessin von Hessen-Kassel (1804-1888).

Schloß Altenstein: bei Bad Liebenstein; Umbau 1888-1889 nach Plänen von Albert Neumeister. Im neu gestalteten Schloß weilte mehrmals Johannes Brahms.

Brücknersche „Landeskunde“: Johann Georg Martin Brückner „Landeskunde des Herzogtums Meiningen, erschienen 1851.

Baumeister Rossini: Alessandro Rossini

Besuch des Kaisers: Wilhelm II. (1859-1941).

mein Meininger Nachfolger: Karl Behlert.

Seite 44:

Rudolf Baumbach: deutscher Dichter (1840-1905); bekannt geworden durch seine ‚Lieder eines fahrenden Gesellen‘, unter ihnen ‚Hoch auf dem gelben Wagen‘.

Maple & Co. in London: ein von John Maple 1841 an der Tottenham Court Road in London gegründetes Einrichtungshaus mit späteren Filialen in Paris, Buenos Aires und Smyrna (Izmir), welches unter anderem Queen Victoria und Zar Nikolaus in St. Petersburg belieferte.

Behlert: Karl Behlert (1870-1946), Hofbaurat, Nachfolger von Albert Neumeister, leitete unter anderem den Neubau des Meininger Theaters (1908/09).

Reinhardsbrunn: heute Stadtteil von Friedrichroda im Landkreis Gotha mit Schloß und Park.

Großherzog von Weimar: wohl Carl Alexander (1818-1901).

Seite 45:

König von Sachsen: Albert (1828-1902).

Erbprinzessin Charlotte: Charlotte von Preußen (1860-1919), älteste Tochter von Kaiser Friedrich III. von Preußen, Enkelin der englischen Königin Victoria; sie war verheiratet mit dem Erbprinzen Bernhard von Sachsen-Meiningen und galt als eine sehr kapriziöse und leichtlebige Frau.

Chronegk: Ludwig Chronegk (1837-1891), war zuletzt Schauspieler, Regisseur und Intendant des Meininger Hoftheaters, dessen Darbietungskunst er reformierte und als ‚Meininger‘ zum Begriff machte.

Kaufmann von Venedig; Macbeth: Bühnenstücke von William Shakespeare.

Seite 46:

Kaiser Wilhelms II.: 1859-1941.

Seite 50:

Schwager Schreiterer: Emil Schreiterer (1851-1923), Architekt in Weiden bei Köln; er war verheiratet mit Martha Neumeister.

Baugewerkschule: heute Hochschule Karlsruhe für Technik und Wirtschaft, gegründet 1878 als Großherzogliche Badische Baugewerkschule.

Westrand der Stadt Karlsruhe: wohl die heutige Weststadt in Karlsruhe.

Seite 51:

Freund Häberle: Ernst Häberle.

Die deutschen Konkurrenzen: Beiträge zur Architektur und Raumgestaltung in losen Heften, hrsg. von Albert Neumeister u. Ernst Häberle im E. A. Seemann Vlg., Leipzig

„Die Holzarchitektur“: hrsg. von Albert Neumeister und Ernst Häberle im Konrad Wittwer Vlg. in Stuttgart, 1893

Fritze: Eduard Fritze (1849–1926), deutscher Architekt, Baubeamter und Politiker in Meiningen; begann seine Karriere am Meininger Hof unter Otto Hoppe und wurde später Oberbaurat.

August Trinius: deutscher Schriftsteller (1851–1919); sein Buch ‚Der Rennstieg des Thüringer Waldes‘ löste ab 1890 zur wilhelminischen Kaiser-Zeit den Rennsteig-Boom aus.

Seite 53:

Empirekirche Lehesten: Neubau als Emporenkirche von 1743/44, ausgebrannt beim großen Stadtbrand vom 25.6.1822; im Jahr 1909 umfassende Renovation nach Plänen und unter der Leitung von Albert Neumeister in Karlsruhe.

Sein Gutachten vom 18.5.1909 findet sich in der Chronik von Dr. Peetz „Lehesten in der Vergangenheit – Ortsgeschichtliche Aufzeichnungen bis 1921“.

abgebrannter Stadtteil Lehesten: da zumeist infolge von Unachtsamkeit, Trunkenheit oder Brandstiftung in Lehesten immer wieder Brände ausbrachen, bei denen mitunter ganze Häuserzeilen ein Raub der Flammen wurden, läßt sich der erwähnte Stadtteil nicht verorten. Die letzten Großbrände ereigneten sich am 15.6.1884 in der Kurzen Gasse sowie dort abermals am 17.8.1885.

Dachdeckerschule Lehesten: Eröffnungsfeier am 17. Oktober 1910.

Ehrenbürger: nach Albert Neumeister ist heute eine Straße in Lehesten benannt.

Weinbrennerstraße 9: benannt nach Friedrich Weinbrenner (1766–1826), dem großen Baumeister Karlsruhes. Das von Albert Neumeister erbaute und bewohnte Haus zählt heute zu den Kulturdenkmälern von Karlsruhe.

Oberbaurat Professor Göcke: Theodor Goecke (1850–1919), war Architekt, Stadtplaner, preußischer Baubeamter und Denkmalpfleger sowie Professor an der Technischen Hochschule Charlottenburg in Berlin.

Technische Hochschule Charlottenburg: heute Technische Universität Berlin an der Straße des 17. Juni; entstand 1879 durch die Zusammenlegung der Berliner Bauakademie und des Berliner Gewerbeinstituts.

Seite 54:

Mutter gestorben 1913: Bertha Mathilde Neumeister, geb. Felder; gest. 15.8.1913 in Wiesbaden.

Bruder Harry: Harry Carl Wilhelm Neumeister; gest. 8.4.1914.

Daxlanden: heute Stadtteil im Westen von Karlsruhe.

Revolution: die politischen Wirren nach dem Ende des Ersten Weltkrieges in Deutschland.

Weiterführende Literatur

Hugo Peetz: Lehesten in der Vergangenheit – Ortsgeschichtliche Aufzeichnungen bis zum Jahre 1921, erschienen im Selbstverlag des Verfassers; Buchdruckerei Adolf Nieses Nachfolger, Saalfeld / Saale

Viele der im Text genannten Orte und Personen finden sich im Internet.